

„Ja, Gott ist meine Rettung –  
ihm will ich vertrauen und niemals verzagen“

Jesaja 12:2

*Neuwührener Professorenpredigten zur*

*Jahreslosung 2002*



Die Waldkapelle  
ZUM EWIGEN TROSTE

## **I n h a l t**

- Zum Geleit: Prof. Drs. Klaus Kürzdörfer  
Jahreslosung 2002
7. April 2002 Prof. Dr. Hans Hattenhauer  
Jesaja 54: 7-16
5. Mai 2002 Prof. Dr. Franz Josef Niemann  
1. Korinther 15: 3-8; 12-14; 17-19; 32
2. Juni 2002 Prof. Dr. Ulrich Spengler  
Matthäus 4: 1-11
7. Juli 2002 Professorin Dr. Edith Marold  
Psalm 18:1-7
4. August 2002 Prof. Dr. Volker Weidemann  
Psalm 8
1. September 2002 Prof. Dr. Günter Mix  
1. Korinther 1: 18-25
6. Oktober 2002 Prof. Dr. Fouad Ghattas  
Jesaja 12: 2
3. November 2002 PD. P. OKR. Dr. Jürgen Hach  
Psalm 72: 1-5
1. Dezember 2002 Prof. Dr. Friedhelm Debus  
Markus 6: 45-51

## Zum Geleit

Der sog. *11. September 2001* hatte weltweit über Zivilisationen und Kulturen hinweg eine tiefe Erschütterung und kaum abklingende Betroffenheit hinterlassen. Ähnliches war im Europa des 18. Jahrhunderts schon einmal nach dem verheerenden Erdbeben in Lissabon von 1755 passiert. Damals wurde der schier ungezügelter Aufklärungsoptimismus merklich gedämpft. Ende 2001 und Anfang 2002 hatten wir es weniger mit enttäuschten Zukunftserwartungen zu tun als mit einer Art von Unkultur seichten Unterhaltungsbetriebs, den ein Zeitkritiker übertrieben plakativ, aber nicht ohne ein Körnchen Wahrheit mit dem Buchtitel charakterisierte: „Wir amüsieren uns zu Tode“. Wir denken und befürchten, daß das gesellschaftliche Bewußtsein weithin zwischen oberflächlicher Zerstreung und abgründiger Fassungslosigkeit angesichts von Katastrophen hin- und herpendelt. Falls wir mit diesem Eindruck die Bewußtseinslage annähernd zutreffend wahrnehmen sollten, stellt sich natürlich die Frage, wie die Neuwührener Professorenpredigten darauf reagieren und geistlich damit umgehen könnten. Nach einer Weile des Nachdenkens und gemeinsamen Beratens gelangten wir zu der Gewißheit, daß in der Jahreslosung für 2002 ein bedenkenswerter Hinweis enthalten sei: „*Ja, Gott ist meine Rettung – ihm will ich vertrauen und niemals verzagen*“ [Jesaja 12: 2]. Als wir uns dafür entschieden, konnte noch niemand vorhersehen, was an Katastrophen noch alles über die Menschheit bis zur Manuskripterstellung dieser Predigtreihe hereinbrechen würde, angefangen von der Flutkatastrophe entlang der Elbe bis hin nach China, Bangladesch, Afghanistan usw. sowie dem gerade tobenden Krieg im Irak, von anderen Schrecknissen ganz zu schweigen, die nicht dadurch ungeschehen bleiben, daß sie von den Massenmedien nicht erwähnt werden. Es schien nicht nur so, sondern es war so, daß die Jahreslosung zunehmend aktueller und bedeutsamer wurde. So bieten wir die Sammlung der Neuwührener Professorenpredigten im Jahr 2002 als seelsorgerliches Angebot in kritischer Zeit den Besuchern der Neuwührener Waldkapelle und der großen Stammgemeinde von Lesern dieser Predigtreihe an. Den Kontribuenten zu dieser Predigtsammlung sei an dieser Stelle herzlichst gedankt wie auch den Ehrenamtlichen, die mit ihrem persönlichen Einsatz die Durchführung der Gottesdienste in der Kapelle „Zum ewigen Troste“ ermöglichten.

Neuwühren, 28.März 2003

Gerd Heinrich  
(Kapellenvorstand)

Klaus Kürzdörfer  
(ehemalige EWF der CAU; Moderator  
der Neuwührener Prof.-Predigten)

## Gott resigniert nicht.

„Zwar habe ich dich für eine kleine Weile verlassen, aber mit großer Barmherzigkeit werde ich mich dir wieder zuwenden.

Zwar habe ich dich für kurze Zeit mein Angesicht nicht sehen lassen, aber nun will ich mich deiner mit ewiger Gnade erbarmen“, spricht der Herr, dein Befreier.

„Ich werde mich dir gegenüber verhalten, wie ich mich zur Zeit Noahs verhalten habe. Damals habe ich geschworen, dass niemals Wasserfluten wie die der Sintflut die Erde wieder überschwemmen sollen. So schwöre ich nun, dass ich dir nie wieder zürnen und dich niemals wieder schelten werde.

**Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen“,** spricht der Herr dein Erbarmer.

Jesaja 54, 7 -10.

Da haben wir uns vor kurzem über den Propheten Jona unterhalten. Der war auf Gottes Geheiß, wenn auch widerwillig, nach Ninive gegangen und hatte den Leuten dort das Strafgericht angekündigt. Als die dann aber Buße getan hatten, hatte Gott sein Meinung geändert und das Gericht nicht stattfinden lassen. Darüber war Jona verbittert. Aber hatte er nicht auch recht? Gott hatte einfach nicht Wort gehalten, hatte den Jona am Ende ganz schlicht im Regen stehen lassen. Musste sich der Prophet in den Augen der Leute von Ninive nicht wie ein Betrüger vorkommen? Ich kann ihn verstehen in seinem verletzten Gerechtigkeitsgefühl. Was half es ihm auch, wenn Gott sich ihm gegenüber zu rechtfertigen suchte mit dem Hinweis, dass ihm die Leute von Ninive leid getan hätten? Aber Jona ist ja nicht der einzige in der Bibel, der von seinem Gott enttäuscht ist und ihm wegen seiner Inkonsequenz Vorwürfe macht. Da ist beispielsweise auch der ältere Bruder in der Geschichte vom Verlorenen Sohn. Hatte denn der nicht recht mit seinem Vorwurf, dass der Vater ihm nie auch nur ein Lämmchen zum Feiern überlassen hatte, während er dem heimgekehrten Halbroder ein ganzes fettes Kalb spendierte? Ich jedenfalls fühle mich gelegentlich in dessen Rolle, zusammen mit anderen, die seit Jahren das Joch des Gemeindealltags tragen und sich oft daran wund reiben. Und hatten nicht auch die Arbeiter im Weinberg recht, die den ganzen Tag geschuftet hatten, wenn sie auf ihren Chef erbost waren, weil der den Spätgekommenen denselben Lohn zahlte wie ihnen? Vor einem Arbeitsgericht hätte dieser Arbeitgeber heute jeden Prozess wegen Verletzung des Gleichheitsgrundsatzes im Betrieb verloren. Immer wieder bäumt sich hier unser Gerechtigkeitsinn auf und dennoch stehen alle diese Geschichten in der Bibel.

Eigentlich gehört auch dieses Prophetenwort in diese Schublade anstößiger Gottesworte. Offenbar geht es uns zu glatt ein, wenn wir uns nur an den einen bekannt Merkvers halten. Zuvor nämlich verspricht Gott, dass er niemals wieder über sein Volk zornig werden will - obwohl er doch, genau weiß, dass sie ihm immer wieder untreu sein werden. Sie werden doch niemals tun, was sie ihm damals am Sinai versprochen hatten. Gott erinnert sie an die Geschichte von Noah. Damals hatte er festgestellt, dass das Dichten und Trachten der Menschen böse von Jugend auf ist. Davor hatte er kapituliert, weil nicht einmal eine neue Sintflut an dieser verkorksten Art der Menschheit etwas zum Besseren hätte ändern können. Gott hatte einfach resigniert, entmutigt von weiteren Strafgerichten Abstand genommen. Auch hier scheint er zu resignieren. Oder etwa nicht? Aber wo wir das Wort „Resignation“ oder eine ähnliche Klage wie jene gelegentlich der Sintflut erwarten, kommt ein ganz anderes Wort. Gott redet von Gnade: **„Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen!“**

Gnade. Das Wort versteht man am besten, wenn man auf seine ursprünglich anschauliche Bedeutung zurück geht: Da meint es so viel wie „Neigung, Zuneigung, Hinneigung“, etwa jene Gebärde, mit der sich eine Mutter oder ein Vater zu ihrem Kind hinunterbeugen, um ihm die Nase zu putzen oder um es aufzuheben, wenn es gefallen ist. So will Gott uns gegenüber gnädig sein. Das hört sich gut an: Wir sind seine Kinder und Gott ist unser Vater. Und so wenig ein rechter Vater je von seinen Kindern lassen kann, auch wenn sie falsche Wege gehen, will Gott je von uns lassen. Wenn einem dieses Wort aber nicht mehr sagt, kann es leicht missverstanden werden als die Zusage „billiger Gnade“. Darüber wird Gott dann leicht zu einem guten alten Opa, der uns willensschwach alles durchgehen lässt. Deshalb muss man zuerst vom Recht reden, bevor man auf die Gnade zu sprechen kommt. Gnade ist immer ein Abgehen vom Recht, ist „Begnadigung“ von Leuten, denen bereits das Urteil gesprochen worden ist. Wer die Gnade Gottes rühmt, ohne von seinem Schuldspruch zu reden, hat nichts verstanden. Gnade ohne Recht verkommt zu Haltlosigkeit und Beliebigkeit, Recht ohne Gnade wird leicht zu Unrecht. Beide gehören nach Gottes Willen zusammen, aber zuerst muss vom Recht geredet werden. Das meint Gott auch in diesem Wort, wenn er sein Volk an den Vertrag erinnert, den sie damals am Sinai miteinander geschlossen hatten.

Verträge sind Rechtsgeschäfte. Aber was bedeutet das praktisch? Die Römer kleideten das in die Worte „do ut des“ Ich gebe dir, weil auch du mir gibst“. Durch Verträge entstehen auf beiden Seiten Rechtspflichten. Jede kann wegen ihrer Leistung vom anderen Teil dessen Leistung,

kann Vertragstreue erwarten: *Pacta sunt servanda*. Bleibt diese Leistung aber aus, braucht man auch seinerseits nicht zu leisten und kann kündigen. Das ist Alltagswissen des Rechts. Dennoch will dieser gute Grundsatz gerade den Frommen nicht behagen. Ein kluger Freund musste lange nachdenken, ehe er mir zugab, dass auf diesem „do ut des“ der Rechtsfrieden beruht, weil dann auf jede geschuldete Leistung eine Gegenleistung erfolgt, jeder zu seinem Recht kommt und alle es zufrieden sind. Zwar sagen wir „Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft“, aber das gilt eben nur für die kleinen.. Die großen dagegen erzeugen durch ihre Annahme auch heute automatisch die sittliche Pflicht zur Gegenleistung und können Freundschaft leicht zerstören. So hatte auch damals der Vertrag vom Sinai Leistung und Gegenleistung aneinander gebunden. Gott hatte gesagt, dass er sein Volk mit Segen überschütten werde, wenn es den Bund halten werde. Er hatte aber auch versprochen, dass sein Fluch es verfolgen werde, wenn es nicht vertragstreu sein werde. Das war gutes Recht und dieser Vertrag galt noch jetzt. Aber er wurde von seiten des Volks nicht oder immer nur schlecht erfüllt. Da muss man sich doch wundern, dass Gott ihn nicht kündigte und statt dessen von Gnade sprach.

Man muss sich doch wundern, dass Gott nicht mit gleicher Münze heimzahlen will, wo ihm sein Recht nicht wird. Das nämlich war die andere uralte Grundlage des Rechts: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“. Jedes Unrecht musste, wie die Alten sagten, „gebüßt“, musste wieder gut gemacht werden. Nur so konnte man nach dem Grundsatz des alten Rechts die gekränkte Friedensordnung wieder heilen. Diese beiden Grundlagen des Rechts waren keine Erfindungen kluger Leute, waren vielmehr verankert in der Gerechtigkeit Gottes, waren der Inbegriff seines Wesens: „Gott der Gerechte!“ ruft der fromme Jude bis heute. Das rühmt er an ihm, dass Gott niemals das Recht bricht, weil er selbst das Recht ist. Das verehrt das Volk des Alten Bundes bis heute am meisten an ihm als sein höchstes Wesen. Bis heute steht der Satz „Auge um Auge -Zahn um Zahn!“ im Alten Testament (2. Mose 21, 24), aber auch im Koran (Sure 5, 49). Bis heute geht es in Israel Juden wie Arabern um die Vergelten erlittenen Unrechts, gilt das Wort „Gnade“ beiden Seiten als ein Unwort. Der Koran bringt diesen Absolutheitsanspruch der göttlichen Vergeltung krass zum Ausdruck, wenn er Allah sagen lässt (Sure 4, 59), dass er die Ungläubigen im Höllenfeuer braten lassen werde, bis ihre Haut gar ist, und dass er ihnen dann eine neue Haut überziehen und sie weiter braten wolle, darpit sie ihr Unrecht ewig büßen. Danach wäre Gott gerecht, nur gerecht und nichts könnte ihn in dieser seiner Gerechtigkeit erschüttern.

Mitten in die Grausamkeit dieses Rechts hinein scheint dieses Wort wie ein Sonnenstrahl: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen!“ Wohlgemerkt: Gott redet hier nicht von den unerfüllten Pflichten seines Volkes. Er ermahnt es nicht, dass es sich doch endlich zusammenreißen und vertragstreu werden soll. Das werden sie nämlich nie schaffen. Sie sind eben, wie zu den Zeiten Noahs, unverbesserliche Rechtsbrecher. Über die Zeit der Klärung von Rechtsstandpunkten ist Gott hier hinaus. Dennoch kündigt er nicht den Vertrag. Ist das nicht Resignation? Es sieht fast so aus, denn hier kapituliert Gott vor der Sündhaftigkeit der Menschen. Er gibt zu, dass sie es nicht schaffen werden und nie wie er selbst am Recht festhalten können. Sie könnten es auch dann nicht, wenn sie es sich noch so fest vornähmen. Dennoch kündigt Gott nicht und sucht sich keinen neuen Vertragspartner. Das nämlich wäre Resignation. Er hält am Vertrag fest und sagt nicht, dass auch er nun nicht mehr gebunden ist. Vielmehr bindet er sich neu und zusätzlich, nun aber nicht mehr durch einen zweiseitigen Vertrag, sondern durch das einseitige Versprechen seiner Gnade.

Das verstehe einer! Ist das Starrsinn, göttliche Sturheit? Will Gott nicht dazu lernen und einsehen, dass es in seinem Verhältnis zu seinem Volk so nicht weitergehen kann? O ja, er sieht es doch ein. Er ist nicht stur sondern gnädig. Wo das Recht versagt, verspricht er Gnade. Er hebt das Recht nicht auf, aber er mildert seine Strenge ab. Die Römer sagten achselzuckend und warnend: „Summum ius - summa iniuria!“ Wo das Recht auf die Spitze getrieben und mit letzter Konsequenz und Härte eingefordert wird, kann ausgerechnet daraus grausames Unrecht entstehen. Aber Gott redet anders als die Römer, anders als Allah im Koran: Recht und Gnade sollen bei ihm Hand in Hand gehen. Wo sein Volk vor dem Recht versagt, will er sich zu ihm hinabneigen und ihm mit seiner Gnade wieder auf die Beine helfen. Das verspricht er dem Volk des Alten Bundes nicht nur hier. Immer wieder kommt das zu Sprache und nirgends so schön wie im 103. Psalm (Ps. 103, 8): „**Gnädig und barmherzig ist der Herr, geduldig und von großer Güte!**“

Das ist die wichtigste Seite der Gnade Gottes. Die andere hat unser Herr Jesus Christus seinen Jüngern immer wieder vor die Augen gestellt: Weil Gott mit uns gnädig umgeht, sollen auch wir gnädig mit unserem Nächsten verfahren. Hier aber wird nur von der Gnade Gottes gegenüber seinen Kindern geredet und das gibt genug Anlass zum Danken. Wie könnten wir überhaupt so getrost durch das Leben gehen, wüssten wir nicht, dass Gott mit uns gnädig ist. Wo kamen wir hin, wenn uns diese Gnade nicht vor den Folgen unserer Schwäche bewahrte, wenn Gott uns alle Suppen auslöffeln ließe, die wir uns und ihm eingebrockt haben? Vorjahre brachte

einer das auf die schöne Formel: „Gott schreibt auch auf krummen Linien gerade.“ Mir wurde das handgreiflich bewusst, als ich meinen Neugeborenen auf die Hände gelegt bekam. Da überfiel mich die Sorge: „Du wirst diesem Kind niemals wirklich gerecht werden können. Du wirst unvermeidlich in seiner Erziehung Fehler machen und an ihm schuldig werden. Wie soll das je gut gehen?“ Da hat mich der Gedanke getröstet, dass es jenseits aller meiner unvermeidlichen Schuld Gottes Gnade gibt, auf die ich mich auch in der Erziehung meiner Kinder verlassen durfte. Wie sollten wir es überhaupt wagen, uns auf andere Menschen einzulassen, gäbe es diese Gnade nicht? Gott ist gnädig und sorgt dafür, dass sich unsere Fehler nicht so verheerend auswirken, wie sie es nach menschlicher Berechnung eigentlich müssten. Seine Gnade war schon da, als er mir fromme Eltern schenkte, bevor ich geboren wurde. Seine Gnade war es, die in meinem Leben gerade bog, was ich verpfuscht hatte. Wo wäre ich gelandet, wenn es sie nicht gegeben hätte?

Warum aber neigt Gott sich so gnädig hinab zu diesen seinen Leuten? Warum resigniert er nicht, wo er doch allen Grund dazu hätte? Die Antwort ist ebenso einfach gesagt wie schwer zu begreifen: Gott liebt sein Volk! Wie sich ein Vater zu seinen Kindern hinabneigt, so geht Gott mit uns um. Das lässt sich mit den Gründen des Rechts nicht erklären. Das hat seinen Grund in seiner Liebe. Denn die Liebe steht über dem Recht. Sie passt nicht hinein in das Schema von „do ut des“ und „Auge um Auge“. Gottes Liebe setzt das Recht zwar nicht außer Kraft, aber sie macht es erträglich. Das Recht ist eine Notordnung, die er uns bei der Schöpfung mitgegeben hat. Eigentlich wollte er mehr. Er wollte, dass wir einander lieben wie er uns liebt und nicht nach Rechtsgründen fragen. Dass wir nicht auf die Gegenleistung sehen, nicht nach Lohn fragen, nicht Vergeltung üben und auf Rache sinnen. Dass wir ohne Recht zu suchen, einander gnädig sind. Aber weil wir das nicht können, hat er uns das Recht gegeben, damit jedenfalls der äußere Friede gesichert bleibt. Er hat uns aber auch zugleich schon beim ersten Sündenfall der Menschheit gesagt, dass er diese Schwäche des Rechts durch seine Gnade ausfüllen will.

Deshalb brauchen wir vor den Forderungen, die das Recht an uns stellt, nicht zu verzagen. Deshalb dürfen wir uns nicht mit den Einforderungen von Gerechtigkeit begnügen. Deshalb sollen wir nicht aufhören, uns an diese Gnade zu halten und uns von ihr wieder auf die Beine helfen zu lassen. Am schönsten hat das nach meiner Erfahrung vor über zweihundert Jahren der fromme Philipp Friedrich Hiller zum Ausdruck gebracht. Unter seinen vielen Liedern ist mir dieses besonders lieb, mag es inzwischen auch aus den meisten Gesangbüchern verschwunden sein: „Die Gnade sei mit allen ...“ Dabei hatte er doch eigentlich gar keinen Grund, so begeistert von der Gnade zu singen. Eigentlich hätte er vielmehr mit Gott wegen seines Schicksals rechten

und ihm Vorwürfe machen müssen. Er war Pastor und wollte seinem Herrn mit allen seinen Kräften dienen. Aber er konnte nicht predigen, weil seine Stimme versagt hatte. Da hatten sich seine Bauern beschwerdeführend an die Obrigkeit gewandt und einen Pastor verlangt, der jedenfalls predigen könne. Da hat das Konsistorium sie gefragt, was für einen Pastor sie sich denn wünschten. Sie haben geantwortet: „Einen wie jenen Mann, der neuerdings so wunderschöne Lieder dichtet“. Da hat man ihnen geantwortet: „Den habt ihr schon!“ Was mögen sich die Bauern da gewundert und vielleicht sogar geschämt haben. Aber was muss dieser fromme Hiller in seiner Not ausgehalten haben! Wie hat er es nur schaffen können, dennoch so von der Gnade zu singen? Er hatte erfahren, dass er in allen diesen schlimmen Erfahrungen von Gott geliebt war. So hat er gedichtet und legt es uns heute hier ans Herz:

Die Gnade sei mit allen / die Gnade unsres Herrn,  
Des Herrn, dem wir hier wallen / und seh'n sein Kommen gern.

Auf dem so schmalen Pfade / gelingt uns ja kein Tritt  
Es gehe seine Gnade / denn bis zum Ende mit.

Auf Gnade darf man trauen / Man traut ihr ohne Reu  
Und wenn uns je will grauen / so bleibt's: der Herr ist treu.

Damit wir nicht erliegen / muss Gnade mit uns sein  
Denn sie flößt zu dem Siegen / Geduld und Glauben ein.

So scheint uns nichts ein Schade / was man um Jesum misst.  
Der Herr hat eine Gnade / die über alles ist.

Bald ist es überwunden / nun durch des Lammes Blut  
Das ist den schwersten Stunden / die größten Taten tut.

Herr, lass es dir gefallen / noch immer rufen wir.  
Die Gnade sei mit allen/ die Gnade sei mit mir!

Amen.

Prof. Dr. Franz-Josef Niemann

5. Mai 2002

**Predigttext: 1 Kor 15, 3-8. 12-14. 17-19.32.**

Die Terrorakte des 11. September 2001, der Anschlag in Djerba, das Blutbad in Erfurt, das waren Verbrechen, die uns zutiefst erschüttert haben. Vor allem die Anschläge in New York und in Erfurt waren für uns bis dahin unvorstellbar. Mit dem Untergang des Kommunismus und dem Fall der Berliner Mauer schien die große Kriegsgefahr des letzten halben Jahrhunderts gebannt. Eine Zeit des Friedens schien bevorzustehen, der japanische Geschichtsphilosoph Fukujama sah damit sogar schon das „Ende der Geschichte“ gekommen. Aber bereits der fast zehnjährige Krieg im ehemaligen Jugoslawien hat uns eines Anderen belehrt. Es sind vor allem zwei Arten von Ereignissen, die den Menschen der Gegenwart wie der Vergangenheit die Grenzen ihres Lebens vor Augen führen: zum einen die Naturkatastrophen, die – wie es der Begriff sagt – von Naturgewalten ihren Ausgang nehmen und die der Mensch schwer in den Griff bekommt; zum anderen das Leid, das Menschen einander zufügen, das also aus freien Entscheidungen von Menschen hervorgeht.

Das den Menschen Mögliche bei der Bekämpfung von Naturkatastrophen hat sich freilich erheblich verbessert: Nach Überschwemmungen, Erdbeben oder Massenflucht aus Kriegsgebieten setzt heute sofort eine internationale Hilfswelle ein; noch im 18. Jahrhundert zeigte das Erdbeben von Lissabon dem Fortschrittsoptimismus der Aufklärung die Grenzen; und im 4. Jahrhundert vor Christus befürchtete in Israel der Prophet Joel sogar schon bei einem großen Heuschreckenschwarm den Anfang vom Ende der Welt. Ein mögliches Ende der Welt heraufbeschwören können aber auch Menschen mit ihren Taten. Weltkriege erfassten und bedrohten – auch hier sagt es schon der Begriff – die Welt im Ganzen. Atomwaffen gefährdeten den Globus schon lange, bevor der Begriff „Globalisierung“ aufkam.

Wie reagieren Menschen auf Naturkatastrophen, auf Krieg und Terror? In Erfurt waren die Kirchen so voll wie zuletzt zur Zeit der Wende; an der Trauerfeier auf dem Domplatz nahmen Hunderttausend teil.

Sehr voll waren die Kirchen in Westdeutschland in den fünfziger Jahren, nach dem zweiten Weltkrieg und nach dem Ende des Nationalsozialismus. Sucht der Mensch, wenn er sich seiner Grenzen bewusst wird, Hilfe bei einer höheren Macht? Steckt vielleicht doch noch ein Rest von Gottvertrauen in vielen Menschen? Worauf gründet sich eigentlich dieses Gottvertrauen? Das müssen auch wir Christen uns fragen. „Ja, Gott ist meine Rettung – ihm will ich vertrauen und niemals verzagen“. (Jes. 12,2). Warum soll ich Gott vertrauen? Und worin besteht die Rettung, die er uns schenkt? Eine Antwort auf diese Frage nach dem Ob und Wie unserer Rettung durch Gott entwickelte das Alte Testament in seiner Spätphase, um 165 v. Chr., in der die größten Existenzhäuser Israels in den letzten 500 Jahren vor Christus. Israel war von der Großmacht Syrien besetzt, die den Juden die hellenistische Kultur und die griechische Religion aufzwingen wollte. Die religiösen Juden wurden in ihrem eigenen Land verfolgt. Die eine jüdische Gruppe versuchte, die Besatzungsmacht mit Guerillaaktionen zu vertreiben. Andere vertraten die Auffassung, dass in dieser Notsituation, in der Israel nicht nur politisch-militärisch, sondern das Judentum auch religiös am Ende zu sein schien, nur noch Gott selbst ihnen helfen könnte. Viele, auch jüngere Menschen verloren um ihres Glaubens willen ihr Leben. Konnte Gott, dem sie bis zu ihrem Tod die Treue gehalten hatten, seinerzeit so treulos sein, dass er diese Märtyrer dem Tod überließ? Würde, ja müsste er nicht diejenigen, die für ihn ihr irdisches Leben hingegeben hatten, mit einem neuen, jenseitigen Leben, mit einer Auferstehung von den Toten belohnen? So erwachte in Israel gegen Ende der alttestamentlichen Zeit die Hoffnung auf die Auferweckung der Toten; diese Auferweckung werde am Ende der Weltgeschichte geschehen.

Für das Alte Testament war die Auferweckung der toten bloße Hoffnung und Erwartung. Für die ersten Christen aber war diese Hoffnung zur Gewissheit geworden; sie waren ja von der Auferweckung mindestens eines Menschen, nämlich Jesu von Nazaret, überzeugt, und für sie war daher selbstverständlich, dass auch wir alle eines Tages auferweckt würden. Die Auferweckung Jesu war für die ersten Christen eine ganz sichere Tatsache: Eine lange Liste von Zeugen präsentiert Paulus, die alle den auferstandenen Christus gesehen hatten: Petrus und die Zwölf, Jakobus und alle Apostel, sogar 500 Christen auf einmal und schließlich er, Paulus selbst. Die Auferweckung nur einer einzigen Person, nämlich Jesu, kann nach damaligen religiösen Überzeugungen überhaupt nicht in den Blick. Warum auch sollte Gott nur einen einzigen vom Tod erretten?

Ganz selbstverständlich war für Paulus die Auferweckung Jesu nur der Anfang der allgemeinen Auferweckung von den Toten.

In der Auferweckung nun sieht Paulus den Kernpunkt des christlichen Glaubens. Mit der Auferweckung Jesu steht und fällt nach Paulus das Christentum. Anders herum und extra salopp formuliert: Ohne Auferweckung von den Toten kann man das ganze Christentum vergessen. Wir hätten in unser Leben prägende Grundüberzeugungen sozusagen aufs falsche Pferd gesetzt. Das ganze Christentum wäre ein religiöser Schwindel. Der Tod Jesu – ohne seine Auferweckung – wäre nichts anderes als ein zusätzlicher Justizmord in der Menschheitsgeschichte. Und ohne Erwartung unserer eigenen Auferweckung, ohne Hoffnung auf ein ewiges Leben bei Gott hätte unser Leben überhaupt keine Perspektive.

Wenn es keine Auferweckung von den Toten gibt, dann könnte das „Carpe diem“ der Römer, „pflücke, genieße den Tag“ tatsächlich das Lebensmotto sein, dann würde der Lebensgenuss zum Lebensinhalt, dann sollten wir wirklich, wie Paulus es ausdrücklich sagt, „essen und trinken“, es uns gut gehen lassen, „denn morgen sind wir tot“ (1 Kor 15,32). Wer dann noch an jemand Anderen dächte als an sich selbst, wer dann noch auf etwas Anderes achten würde als auf den eigenen Vorteil, wer sich für irgendwelche Ideale einsetzen, gar für andere Menschen sein eigenes Leben opfern würde, dem wäre wirklich nicht mehr zu helfen. Wer nicht mehr hofft auf ein Leben nach dem Tod, für den ist natürlich der Tod das Ende aller Hoffnungen. Wenn mit dem Tod alles aus ist, bleibt angesichts des Todes nur die nackte Verzweiflung. Im Angesicht des Todes hört auch für die Spaßgesellschaft der Spaß auf.

In Erfurt haben viele Menschen in der Trauerfeier zu erkennen gegeben, dass der Tod nicht das letzte Wort haben, dass der Tod nicht über das Leben triumphieren darf. Auch wenn in Ostdeutschland die meisten Menschen keine Christen mehr sind, so ist doch bei vielen zumindest ein Funken Hoffnung vorhanden; es sträubt sich etwas in ihnen dagegen, dass mit dem Tod jede Lebensperspektive verschwunden und nur noch die Erinnerung bleiben solle.

Für uns Christen ist Auferstehung nicht nur eine vage Ahnung, ein dumpfes Gefühl. Mit der Auferstehung Christi haben wir die Gewissheit, dass die Welt nicht endgültig verloren sein wird, dass sie nicht in das Nichts zurück versinken wird, aus dem sie gekommen ist.

Unbestreitbar ist auch 2000 Jahre nach der Auferstehung Christi die Welt noch nicht vollendet, noch längst nicht vollkommen. Auch heute noch gibt es Hunger und Krieg, Leid und Not. Und es gibt Menschen, die anderen so etwas zufügen, Machthaber, die solches Leid stiften können, weil sie eben die Macht dazu haben, seien es Diktatoren oder Terroristen. Aber auch ihnen allen ist eine Grenze gesetzt, nämlich ihr eigener Tod. Der Tod ist der „Herr aller Herren“ (Kurt Marti). Durch die Auferstehung Jesu hat Gott nicht allen großen und kleinen irdischen Herren und Machhabern ihre Macht genommen, aber er hat den „Herrn aller Herren“, den Tod, überwunden. Darum eröffnen der Glaube an die Auferstehung Jesu und die Hoffnung auf unsere eigene Auferstehung uns eine Lebensperspektive – auch nach dem 11. September 2002, auch nach dem Amoklauf von Erfurt. Aus der Grundüberzeugung des Christentums heraus können wir dann mit dem Propheten Jesaja sagen: „Ja, Gott ist meine Rettung – ihm will ich vertrauen und niemals verzagen“. (12,2).

Prof. Dr. U. Spengler

1. Sonntag nach Trinitatis

2. Juni 2002

### Gedanken über Matthäus, Kapitel 4, 1 - 11

Da ward Jesus vom Geist in die Wüste geführt, auf daß er von dem Teufel versucht würde. Und da er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, hungerte ihn. Und der Versucher trat zu ihm und sprach: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden. Und er antwortete und sprach: Es steht geschrieben (5. Mose 8, 3): „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht.“

Da führte ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellte ihn auf die Zinne des Tempels und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so wirf dich hinab; denn es steht geschrieben (Ps. 91, 11. 12): „Er wird seinen Engeln über dir Befehl tun, und sie werden dich auf den Händen tragen, auf daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.“ Da sprach Jesus zu ihm: Wiederum steht auch geschrieben (5. Mose 6, 16): „Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen.“

Wiederum führte ihn der Teufel mit sich auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Das alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest.“ Da sprach Jesus zu ihm: Hebe dich weg von mir, Satan! denn es steht geschrieben (5. Mose 6, 13): „Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen.“ Da verließ ihn der Teufel. Und siehe, da traten die Engel zu ihm und dienten ihm.

Diese Versuchungsgeschichte ist ohne Zweifel merkwürdig: Wie kann das denn sein? Ist nicht nach christlichem Bekenntnis Jesus eins mit Gott? Geschieht nicht alles, was geschieht – noch dazu auf so hoher Etage – durch Gott? Dann ist das Resultat, dass Gott sich nach diesem Bericht selbst versucht hat! Wollte er die Qualität seines Gott-Seins beurteilen? Solche Selbstbezüglichkeiten sind schon immer rein logisch unsinnig. – Oder soll man die Geschichte so deuten, dass das Reich Gottes doch Grenzen hat, hinter denen das Reich der Finsternis und der Teufel beginnt? Dann könnte man diese Versuchung als Abwerbungsversuch an der Nahtstelle verstehen. Aber jetzt kommt man in inhaltliche Widersprüche, wo bleibt die Allmacht Gottes? Und da ist noch etwas: Wer hat diesen Bericht eigentlich geschrieben? Dabeigewesen sein kann er ja nicht, und versteht man das Ganze als halluzinativen, durch das Wüstenklima ausgelösten Prozess im Kopf von Jesus, so ist kaum vorstellbar, wie diese Trugbilder – noch dazu Jahrzehnte nach Jesu Tod – Bibeltext geworden sein sollen. Bei Markus ist zudem die Versuchung Jesu mit einem einzigen, mageren Satz erwähnt. Sprechen wir es aus: Da hat sich doch Matthäus – oder wer auch immer – etwas ausgedacht! Und mit welcher Legitimation ist dann dieser Text – wie die Bibel überhaupt –

Gottes Wort? – Genau solche fruchtlosen Metaüberlegungen verstellen vielen Menschen den Zugang zu einem Verständnis biblischer Texte. Lassen wir sie doch erst einmal beiseite, und versuchen wir stattdessen diesen Text mit unserem Leben in Verbindung zu bringen. Ich tue das mit den Eindrücken eines Mallorca-Urlaubes im Kopf, einer Reise in biblische Landschaft.

### I. „Verwandle diese Steine in Brot“, (die erste Versuchung)

Die schmale feste Kruste unseres Planeten besteht zu über 90 % aus Stein. Steine sind untrennbarer Teil der Menschheitsgeschichte – und Steine sind lebensfeindlich. Wegen ihrer guten Wärmeleitfähigkeit werden sie nachts eiskalt und tags glühheiß. Wenn sie durch diese Spannungen zerspringen, setzen sie den todbringenden Flugsand frei. Steine können das Wasser nicht festhalten; wenn der ersehnte Regen fällt, verrauscht er nutzlos in alles mitreißenden Sturzbächen. Steine ersticken die Pflanzen – auch in Schleswig-Holstein war das Absammeln der Steine stets ein Arbeitsgang der Feldarbeit. Aber nun erst im Mittelmeerraum: Jedes bisschen Ackerkrume muss durch die Beseitigung von Steinen erkämpft werden. Wohin mit den unzähligen Steinen? Sie werden zu Mauern ohne Verbund geschichtet, mit denen man Wege säumt, Besitz und Weideflächen eingrenzt oder Terrassen bis in schwindelnde Höhen anlegt. Wirklich tausende Kilometer solcher Trockenmauern sind allein auf der kleinen Insel Mallorca gesetzt worden. Steine sind scharfkantig und schwer. Es war ein Stein, den Sisyphus bergan rollen musste, nur um zu erleben, dass er ihm immer wieder abrutschte – wie die Trockenmauern auf Mallorca dies auch immer wieder tun. Steine sind der Inbegriff menschlicher Mühsal im Kampf um das tägliche Brot. Wie viele Generationen armer Teufel haben ihr Leben lang nichts anderes getan als Steine zu behauen, zu schleppen und zu schichten, um damit ein paar Peseten für Brot, etwas Käse und Oliven zu verdienen, und das Brot, den Käse und die Oliven haben sie gegessen, um wieder Steine behauen, schleppen und schichten zu können. Warum müssen sich die Menschen so quälen?

Diese Frage, so denke ich, erschließt uns unseren Bibeltext. In allen monotheistischen Religionen ist die Wüste ein Ort besonderer Gottesnähe. Die Versuchung Jesu beginnt in unserem Text damit, dass die Wüste für ihn ein Ort der Menschenferne wird, ein Ort, von dem aus er auf die Menschen blickt, als Mensch das Menschsein beurteilt. Nicht um eine Selbstbezüglichkeit Gottes geht es also, sondern um menschliche Selbstbezüglichkeit, um so etwas Unsinniges wie die Frage eines Topfes, warum denn der Töpfer alle Töpfe hohl und

damit so zerbrechlich gemacht hat. Aber so konsequent ist die Menschwerdung Gottes in Jesus, dass Jesus wirklich keine menschliche Erfahrung fremd bleibt, eben auch nicht die Versuchung, als Mensch das Menschsein zu reflektieren. Versuchungen, nicht irgendwelche unmoralischen Verlockungen sind gemeint, Versuchungen sind Gedanken, wie sie den Besten der Menschen, eben auch Jesus, kommen. Es geht um Versuchungen, die menschlichem guten Willen innewohnen und also – so nehme ich an – uns betreffen. Warum müssen sich die Menschen so quälen? Natürlich ist schon diese Frage angemeldeter Zweifel an Gott, führt schon diese Frage in die Gottesferne, für die „Teufel“ nur ein personalisierter Begriff ist, so wie auf der anderen Seite Engel die Erfahrung der Gottesnähe beschreiben.

Steine in Brot verwandeln, - das muss ja nicht durch Zauberei geschehen. Wüsten kann man in blühende Landschaften verwandeln, indem man Staudämme baut, Steine kann man mit Maschinen bearbeiten, das Wachstum von Pflanzen studieren und sie düngen, Chemikalien zur Schädlingsbekämpfung einsetzen. Wir kennen diese Versuchung gut: Die erste Versuchung ist auch die Versuchung, durch naturwissenschaftlich-technologischen und medizinischen Fortschritt das materielle menschliche Los zu erleichtern. Was ist daran so schlecht? Wie die moderate Abwehr dieser Versuchung durch Jesus zeigt, ist gut oder schlecht offenbar eine Frage des Maßes: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Verliert nicht aus den Augen, dass der materielle Mensch nicht der ganze Mensch ist.

Wir leben in unserer westlichen Gesellschaft in der Erfüllung jenes jahrtausendealten Menschheitstraumes: Nahrung ist nicht unser Problem, und keiner muss dafür schwerste körperliche Arbeit verrichten. Nutzen wir die freigewordene Kraft und Zeit, um nach Gott zu suchen, uns um unsere Mitmenschen zu kümmern, uns geistigen und schönen Dingen zuzuwenden? Sind wir fröhlich und dankbar, weil uns die Last der Nahrungsbeschaffung abgenommen ist, wir eine höhere Lebenserwartung haben als alle Menschen vor uns? Ich muss nun nicht vom Fettabsaugen, vom Ballermann in Arenal, von dem Doppelverdienst geopfert Familienbeziehungen berichten, nicht davon, dass Gott nur noch eine Randerscheinung in unserer Gesellschaft ist. Die Bibel liefert eine Sprache und Begrifflichkeit, die genau beschreibt, was mit uns los ist: Wir leben vom Brot allein, in zunehmend totalitärer Weise. Mit dieser Orientierung können wir alle über uns selber und die Phänomene unserer Gesellschaft nachdenken. Nur ein Thema will ich noch ansprechen: Die Sinnkrise unserer Universitäten, ja von Bildung überhaupt, hervorgerufen durch die totale Reduzierung auf materielle Nützlichkeit. Dabei werden doch mögliche oder vermeintliche

Verbesserungen unserer materiellen Existenz längst zigfach aufgefrisst durch die mit ihnen verbundenen psychischen, sozialen und ökologischen Beschädigungen. Aber wir können nicht stoppen. Fächer, die eine geistige Erneuerung unserer Gesellschaft initiieren könnten, da sie Erkenntnis umfassender verstehen, sind von der Schließung bedroht, weil sie keine Drittmittel einwerben können. Der fundamentalistische Kapitalismus duldet nicht einmal gedankliche Alternativen. Wirtschaftsvertreter fordern – unwidersprochen – bereits Kinder im Vorschulalter an das Leistungsprinzip und an Computer heranzuführen – der „Seelsorge durch Konsum“ ist nichts heilig, mitleidlose Gewalt ihre Frucht. Möge Gott uns Kinder schenken, die, wie im Märchen von des Kaisers neuen Kleidern, zu allen abgestorbenen oder virtuellen Gestalten sagen: „Die haben ja gar nichts an!“

## II. „Stürze dich hinab, seine Engel werden dich auffangen“, (die zweite Versuchung)

Als ich bei einer Wanderung auf dem Gipfel eines Berges ankam, fand ich dort eine Bretterbahn vor, die, etwas schräg abfallend, genau auf einen Abgrund zuführte. Kein Geländer, keine Absperrung, ich konnte mir diese schauerliche Installation überhaupt nicht erklären. Da näherte sich ein Mann mit sperrigem, aber wohl leichtem Gepäck, steckte aus den sperrigen Teilen einen Drachen zusammen, schnallte sich in das Gestell, rannte die Bretterbahn hinab – und flog in wunderbar weiten Schwüngen durch die Lüfte, bis er meinen fassungslosen Blicken entschwand. So dicht beieinander sind furchtbare Todesangst und herrlichste Glücksgefühle! Kein Wunder, dass wir mit den Bildern von Abgründen, vom Aufgefangenwerden und vom Fliegen Zustände unserer Psyche zu beschreiben versuchen. Leider geht es unserer Psyche selten so gut wie diesem Drachenflieger, mein Zustand erinnert mich mehr an die Bildergeschichte von Wilhelm Busch: Ein Frosch klettert auf einen Baum, dümmlich tollkühn springt er los, um schrecklich ungelent, den weißen Bauch nach oben verdreht, in die Tiefe zu plumpsen. Text: „Wenn einer, der mit Mühe kaum gekrochen ist auf einen Baum, schon meint, daß er ein Vogel wär“, so irrt sich der.“ Wie oft habe ich als Kind geträumt, dass ich, mit den Armen wild schlagend, zu fliegen versuchte, aber Klebrig-Unheimliches hielt mich fest.

Ich denke, die zweite Versuchung hat mit den Ängsten und psychischen Nöten der Menschen zu tun, an denen Jesus mit-leidet. Warum müssen die Menschen so viel psychische Not leiden? Wir möchten, dass unsere Seele frei fliegen kann, aber Angst zieht uns in die Tiefe. Durch unsere übermäßigen Bindungen an das Materielle, das definitiv Vergängliche, schüren wir zwar unsere Angst, aber auch ohne dies bliebe sie leider berechtigt. Liebste Menschen

mussten wir schon begraben, andere werden folgen, und wir sind uns unseres eigenen Todes gewiss, erleben ihn im Älterwerden schon auf Raten. Wir wollten den Trennungsschmerz schon aushalten, wenn Trennungen einen Sinn und ein Ziel hätten. Aber der sinnstiftende Gott ist so weit weg, so unerklärlich, unfassbar, unnahbar, rätselhaft.

In der Nähe des höchsten Berges von Mallorca steht das Kloster Lluch. Sein Herzstück ist eine Marienstatue aus schwarzem Alabaster, die schwarze Madonna. Ein Hirtenjunge soll sie gefunden haben, und das wurde als Auftrag verstanden, am Fundort ein Kloster zu bauen. Tausende Touristen besuchen das Kloster – und alle gehen an der schwarzen Madonna vorbei. Ein Meer von Kerzen umgibt sie, die man kaufen und entzünden kann, um sich – ich denke, es funktioniert auch – psychisch ein bisschen besser zu fühlen. Harmlos sicher hier, aber im Kern der zweiten Versuchung, die darin besteht, für ein Stück psychischer Geborgenheit – sei es die eigene oder die eines anderen Menschen – Gott ein wenig einfacher, konkreter, fassbarer zu machen, und Möglichkeiten zu eröffnen, durch eigenes Handeln eine Reaktion Gottes zu erreichen. Es ist sicher kein Zufall, dass der Teufel als Ort der zweiten Versuchung die Zinnen eines Tempels gewählt hat – Abgründe hätte es in der Wüste gewiss genug gegeben – denn Kirchen und ihr personales Umfeld, Mittler zwischen Gott und den Menschen, sind hier in einer besonderen Gefahr, wie die vorreformatorische Kirche erschreckend deutlich zeigt. Aber machen wir uns nichts vor, das Problem u n s e r e r Gesellschaft ist nicht die Kirche, sondern das Problem ist, dass so viele Menschen meinen, ohne Kirche, ohne christliche Unterweisung, ohne Gottesdienst, ohne stützende Gemeinsamkeit mit Mitchristen, ohne theologische Professionalität, ohne Kirchenmusik auf eigene Faust nach Gott suchen zu können – und bei primitiven, menschengedachten Gottesvorstellungen, wenn nicht überhaupt beim Teufel – in vollständiger Gottesferne – landen. Schier unglaublich, was es da, von der Astrologie über fernöstliche Übungen bis zum Teufelskult, wieder alles gibt! Bei aller globalisierten Beliebigkeit dieser pseudoreligiösen Angstvertreibungsversuche haben sie doch alle den gleichen Nenner: Wenn i c h nur a l l e s r i c h t i g mache, dann können er/sie/es mir kein Leid antun.

Auch Christen ist die Versuchung ganz nahe, gut sein zu wollen, um sich zu rechtfertigen und den lieben Gott dazu zu bringen, gnädig zu sein. Dies ist genau die Umkehrung der Botschaft des Evangeliums, die Luther wieder freigeschaufelt hat: Bei Gott, der uns, seine Kinder, liebt, s i n d wir aus Gnade gerechtfertigt. Wenn wir das doch glauben wollten, so könnten wir befreit und beflügelt niemandes Untertan und freiwillig und freudig jedermanns Knecht sein – Übrigens, wenn ich gottgefällig lebe, dann wird mich Gott nicht in den Abgrund fallen

lassen, dieser Gedanke lautet logisch korrekt umgeformt: Wenn ich in den Abgrund falle, dann habe ich nicht gottgefällig gelebt. Was der psychischen Erleichterung dienen sollte, wird zum Bumerang: Unter das Leid, das wir ja doch tragen müssen, weil es zum Menschsein gehört wie die Zerbrechlichkeit zum Topf, mischen sich nun unerträgliche diffuse Schuldgefühle. Nein, du sollst Gott nicht versuchen, sagt Jesus, ihn nicht verfügbar machen wollen. Gottvertrauen ist nicht ein tollkühnes Sich-darauf-Verlassen, dass Gott mit einem Heer von Schutzengeln das machen wird, was er nach unserer Meinung doch machen müsste. Gottvertrauen heißt, darauf zu vertrauen – auch in schwerer psychischer Not – dass er nichts verkehrt macht.

### III. „Dies alles will ich dir schenken, wenn du vor mir niederkniest“,

#### (die dritte Versuchung)

In einem riesigen Hochtal Mallorcas steht ein Herrenhaus – heute Museum – La Granja. Das Tal ist gesegnet mit einer sehr wasserreichen Quelle. „Agua es vida“, sagt man in Spanien, „Wasser ist Leben“. Hier kann man es mit Händen greifen. Blühende Obstplantagen, Olivenhaine, grüne Felder, schwarze Schweine, Federvieh, alles gedeiht prächtig. Ich weiß nicht, wie viele Menschen an und von diesem Herrschaftshaus lebten. Es ist ein richtiger Mikrokosmos mit allen Gewerken: Tischlerei, Stellmacherei, Schmiede, Ölmühle, Bäckerei, Schlachtereier, Weinkellerei und vieles andere mehr. Das Wasser ist so reichlich, dass man darüber hinaus exotische Gärten, sogar einen Springbrunnen anlegen konnte. Es gab eine Apotheke zur medizinischen Versorgung, ein kleines Labor zur Herstellung von Parfum. Mit einer Schule wurde für Bildung gesorgt, ein kleines Theater gab es, Volksfeste wurden organisiert. Beim Besuch dieser Finca wurde mir klar, worin die dritte Versuchung Jesu bestand. Es geht nicht um den Besitz im Sinne von Reichtum, sondern um das Gestalten des Lebens anderer Menschen zu deren Wohl, inbegriffen das materielle und das psychische Wohl. Denn: Warum sind die Menschen so töricht, schwach und unerfahren, dass sie ihr Leben und ihr Zusammenleben nicht in den Griff bekommen? Muss man das nicht für sie in die Hand nehmen? Es ist die Versuchung, ein guter König zu sein, die politisch-soziale Versuchung

Zu La Granja gehörte auch das Recht eigener Gerichtsbarkeit, so befinden sich in einem Kellerverlies Arrestzellen, Folter- und Hinrichtungsgeräte. Dieben und Faulpelzen musste schließlich auf den rechten Weg verholpen werden. Auch wenn die Herrschaft einem jungen Paar die Zustimmung zur Heirat verweigerte, – „zum Wohl der beiden“ – musste dies

schließlich durchgesetzt werden. Ich überlasse es Ihren historischen Kenntnissen, Stammeshäuptlinge, Kaiser, Könige, Kirchenfürsten, Präsidenten, Staatsratsvorsitzende, Führer und weitere Potentaten bis in die Gegenwart durchzugehen, wie sie alle subjektiv Gutes, Bestes, Gerechtes, Heroisches, Tausendjähriges schaffen wollten. Gerechtfertigt durch dieses Ziel, musste man die grausame Notwendigkeit durchstehen, die Achse des Bösen, die Andersdenkenden, Andersgläubigen, Andersfarbigen, die Volksschädlinge, die Klassenfeinde auszumerzen. Ohne Ausnahme scheint die Macht über andere Menschen einen Bazillus zu produzieren, der auch die Gefestigsten befällt und alle Maßstäbe der Orientierung zersetzt. Die größten Katastrophen der Menschheitsgeschichte erwachsen aus dem Versuch, die Welt zu verbessern. Denken wir z. B. an die deutschen Weltverbesserungsversuche: „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen.“

Was hat diese Versuchung mit uns zu tun, wir sind ja keine Könige. – So leicht kommen wir nicht davon. Die Nazizeit war keineswegs nur das Phänomen der Führer-clique, viel zu viele Deutsche, quer durch alle Schichten, haben sich Macht über andere Menschen schenken lassen und dem Teufel gedient. Wenn wir darüber nachdenken, finden wir noch vieles. Wie viele Großeltern wollen gute Könige für die Familien ihrer Kinder sein. Hochschullehrer, Pastoren, Altenpfleger, Ärzte, Hausmeister, Nachbarn, alle Menschen, denen andere Menschen anvertraut sind, wir alle stehen bei allem notwendigen politischen und gutem sozialen Engagement in der Versuchung, uns an der Schwäche der anderen aufzubauen, uns selbst in Szene zu setzen, uns anzubeten.

Offenbar gibt es in Bezug auf diese Versuchung, die so hinterhältig ist, nur eines, die rigorose Antwort Jesu: Hebe dich hinweg, Satan, du sollst den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen, (indem du deinem Nächsten dienst, nicht ihn beherrschst).

Warum diese letzte Versuchung so verheerend ist, wird auch unter einem anderen Aspekt deutlich. Kehren wir zu Jesus in die Menschenferne, die Wüste, zurück. Die Einengung der Perspektive auf das Menschsein hat auch eine gestörte Perspektive auf Gott zur Folge, und wir können die drei Versuchungen genauso gut kennzeichnen durch die Art der Störung des Gottesverhältnisses, die mit ihnen einhergeht. Die materielle Versuchung ist die Versuchung, Gott auszuklammern, die Haltung der Agnostiker. Die psychische Versuchung ist die Versuchung, Gott zu manipulieren, ihn zurechtzubiegen, und die politisch-soziale Versuchung schließlich ist die, sein zu wollen wie Gott.

Vergleichen wir etwa geographische oder medizinische Abhandlungen von vor zweitausend Jahren mit unserem heutigen Wissen, so ist davon so gut wie nichts mehr haltbar; Hochmut liegt nahe und die Versuchung, alle Texte aus dieser Zeit mit diesem Hochmut zu betrachten. Aber nun dieser Text: Nach zweitausend weiteren Jahren Menschheitsgeschichte hat er an Tiefe, Wahrheit und Richtigkeit der Vorausschau so unglaublich gewonnen, kein 1 ist überflüssig oder falsch geworden. Da hat sich doch Matthäus, oder wer auch immer, etwas ausgedacht: Ja sicher, wie sonst, aber ich bin überzeugt davon, er hat es nicht allein getan. Ich glaube, es ist Gottes Wort.

**Prof. Dr. Edith Marold**

**7. Juli 2002**

Als Ausgangspunkt der Predigt möchte ich Psalm 18 Vers 1-7 wählen:

Dieser erste Vers erwähnt den Anlaß aus dem dieser Psalm gedichtet wurde. Es heißt dort: Von David, dem Knecht des Herrn, der dem Herrn die Worte dieses Liedes sang, als ihn der Herr aus der Hand all seiner Feinde und aus der Hand Sauls errettet hatte. Er sprach:

Ich will dich lieben. Jahwe, meine Stärke,

Jahwe, du mein Hort, meine Burg und mein Retter

Du mein Gott, mein Fels, auf den ich mich flüchte;

du mein Schild und Horn meines Heiles, du meine Burg, die hoch zu preisen.

Rufe ich zu Jahwe,

so werde ich sicher sein vor meinen Feinden.

Und der Psalmist beschreibt, wie Gott ihm, den von seinen Feinden Bedrängten, zu Hilfe kam, in gewaltigen Naturerscheinungen, in Erdbeben, Feuer, Sturm und Donner seine Feinde vernichtet.

Der impulsive Dank für die Rettung, für das Glück das einem zu teil wurde, wir kennen es wohl alle und es ist heute so aktuell wie damals, wie die ersten Worte beweisen, die der brasilianische Fußballstar Ronaldo nach dem siegreichen Spiel fand, lauteten in etwa: „Diesen Sieg hat Gott uns geschenkt.“ Gewiß, man mag vielleicht lächeln, vielleicht aber erinnert man sich zugleich an die Male, wo man das eigene Leben oder einzelne Ereignisse als unmittelbares Geschenk Gottes empfand, sei es nur ein schöner, glücklicher Tag, sei es ein Erfolg. Ja, vielleicht scheint der eigene Lebensweg mit seinen glücklichen und unglücklichen Stunden sich im Rückblick zu einem Ganzen zu fügen, in dem man die Lenkung oder Fügung der Vorsehung zu erkennen meint.

Nicht wenige Texte der Bibel, insbesondere die Psalmen, bestätigen uns in diesen Gedanken über Gott und seine Schöpfung, wie etwa das eben gehörte Danklied Davids in Psalm 18. Mögen wir auch manches Glück als unverdient und ungeschuldet dankbar annehmen, so meint doch der Psalmist des 18. Psalms, der siegreiche König, den Grund der göttlichen Hilfe zu kennen: seine, des Königs Gerechtigkeit, seine Fehlerlosigkeit, mit der er die Gesetze hielt.

Er führte mich hinaus in die Weite

er brachte mir Rettung, weil er mich liebt.

So hat Jahwe mir vergolten, weil ich gerecht

er hat mir gelohnt, weil rein meine Hände.

Wir erkennen daraus ein eigentlich recht einfaches Weltbild: Erfolg und Glück schenkt Gott dem Gerechten und Weisen, Unheil und Untergang dem Sünder. Spätestens hier werden wir ein gewisses Widerstreben spüren – so einfach ist Glück und Leid nicht verteilt auf der Welt. Schon im Alten Testament gab es verschiedene Weisen sich mit dem Thema Glück und Leiden in der Welt auseinander zu setzen.

Da ist die einmal die Erfahrung, daß die Bösen und Ungerechten Erfolg, Reichtum und Macht besitzen. Ps. 73 spricht vom Zweifel und Neid, die den erfassen, der das Wohlergehen der Sünder mit ansehen muß:

Denn Neid erfaßte mich gegen die Frevler,  
da ich sah, wie wohl es den Sündern ging.  
Denn nicht gibt es Leiden für sie,  
gesund ist ihr Leib und voll Kraft  
Nichts verspüren sie von den Nöten der Sterblichen  
und die Pein der anderen kennen sie nicht.  
So umschließt sie der Hochmut wie eine Kette den Hals,  
und wie ein Kleid bedeckt sie Gewalttat.  
Aus dem Fett heraus wächst ihre Bosheit,  
von Trug überbordnet ihr Herz.

Wir könnten seinen Erfahrungen wohl noch so manches hinzufügen aus beiden Perspektiven: aus der Erfahrung, daß die eigene Not von den scheinbar Glücklichen nicht wahrgenommen wird, aber wohl auch die andere Seite, daß wir z. B. in Europa selbst uns fragen müssen, wieviel wir den von Elend und Not der sog. Dritten Welt an uns heran lassen.

Doch der Psalmist wird in diesem Psalm eines Besseren belehrt: Gottes Geheimnis lehrt ihn, auf ihr Ende zu achten – die Gerechtigkeit wird es erst am Ende geben, das für die Sünder den Untergang bringt – für den jedoch, der sich von Gott leiten läßt, die Herrlichkeit. Es ist ein pessimistisches Weltbild: Göttliche Gerechtigkeit wird es erst am Ende geben. Müssen wir den Schluß daraus ziehen, daß diese Welt heillos sei und man sie möglichst rasch verlassen, ihr Ende herbeiwünschen sollte? Und wo ist Gott in einer solchen Welt? Für den Psalmisten wird Gott zu einer helfenden und leitenden Hand, die ihn durch diese Welt führt:

Nun aber bleibe ich immer bei dir  
du hast mich ergriffen an meiner Rechten.  
Nach deinem Ratschluß wirst du mich leiten  
und endlich nimmst du mich auf in die Herrlichkeit

Es geht nicht darum diese Welt zu verlassen oder auf ihr Ende zu hoffen, für den der auf Gott vertraut, gibt es schon hier die leitende – nicht unbedingt die glücksspendende Hand Gottes.

Neben der Erfahrung, daß Glück und Leid nicht nach Verdienst auf dieser Welt verteilt sind, stellt auch die Erfahrung des eigenen Leidens die Frage nach der göttlichen Gerechtigkeit. Leiden wurde sowohl im Alten Testament als auch im Christentum als Strafe Gottes interpretiert. Die Erfahrung des Exils und der Zerstörung Jerusalems wird von den Propheten als zürnende Abwendung, ja sogar aktive Bestrafung durch Gott gedeutet. In der Erkenntnis der eigenen Schuld setzen die Beter ihre Hoffnung nun nicht mehr auf die eigenen Gerechtigkeit, sondern auf die erbarmungsvolle Liebe Gottes. In ihren Prophetien und Gebeten sprechen sie von dieser Hoffnung auf das Erbarmen Gottes, der sein Volk wieder erwählen soll wie eine verstoßene Ehefrau, „Laß wieder leuchten dein Antlitz über deinem verwüsteten Heiligtum“, so schließt Daniel sein Gebet in der Verbannung, das nicht mehr auf die eigenen Werte, sondern auf das Erbarmen Gottes vertraut. Doch auch diese Interpretation kann in die Irre und in die Verzweiflung, ja vielleicht in die Abwendung von einem Gott führen, der als übermächtige, rächende und erbarmungslose Gewalt empfunden wird.

Das Christentum hat neue Deutungen des Unheils in der Welt versucht: Wenn es Gott ist, der Glück und Leid auf dieser Welt verteilt, dann kann Leid nicht nur als Strafe erfahren werden, sondern als Prüfung zur Läuterung und Bewährung, eine auf Augustinus zurückgehende Interpretation. Doch ich muß gestehen, daß mich das Gottesbild, das hinter einer solchen Interpretation steht, mit Schrecken erfüllt. Der Gott, den uns Jesus als „Vater“ ansprechen lehrte, sollte mit Absicht Leiden über die verhängen, die doch seine Kinder sind? Manchmal taucht in diesem Zusammenhang die Bitte des Vaterunsers auf: „Dein Wille geschehe.“ Aber dem muß man entgegenhalten, daß sie nicht Ergebung in einen für den Menschen schmerzvollen Ratschluß Gottes ist. Im Vater unser steht sie unmittelbar nach dem Wunsch, Gottes Reich möge kommen, und in diesem Kontext müßte sie verstanden werden: Gottes Reich möge kommen, in dem der Wille Gottes gilt, der das Wohlergehen seines Geschöpfes, das Heil der Menschheit will.

In einer Zeit, die auf zwei Weltkriege mit Millionen Toten, die auf Auschwitz zurückblickt, die die Gefährdung menschlicher Existenz und menschlichen Glücks durch Naturkatastrophen und Terror ständig erfährt, aber auch durch den bloßen Zufall wie bei Unfällen großen Ausmaßes, oder jetzt durch den drohenden Krieg, reichen diese bisherigen Deutungen des Unheils als Strafe oder Prüfung Gottes nicht mehr aus.

Die Vorstellung eines Gottes, der in seiner Allmacht die Geschehnisse der Welt lenkt, und auf dessen Willen und Wirken die Ereignisse der Welt zurückzuführen sind, ist in vielen Religionen, nicht nur der jüdischen und christlichen Religion weit verbreitet. Und sie scheint auch eine gewisse Geborgenheit zu bieten, die jedoch nur solange hält, bis sie erschüttert wird

Diese Erschütterung kann bis in den Atheismus führen, wie es so eindringlich in einem Roman des Dänen Jens Peter Jacobsen vorgeführt wird. Niels Lyhne, die Hauptfigur des gleichnamigen Romans, schwört enttäuscht Gott ab, weil seine von ihm geliebte und verehrte Tante trotz seines flehentlichen Gebetes stirbt – er sieht das als Verrat Gottes und hält diese Abkehr von Gott sein Leben lang durch, mit einer einzigen Ausnahme, als sein eigenes Kind stirbt. Doch auch hier bringt das Gebet keinen Erfolg und er sieht es zugleich als einen Verrat an sich selbst.

Die Katastrophen des vergangenen Jahrhunderts mit der unermesslichen Zahl von Leidenden und Opfern haben das Ihre dazu getan, daß die Vorstellung eines allmächtigen Gottes, der die Geschicke der Welt lenkt, erschüttert wurde. Diese Erschütterung drückt sich in der Frage aus, ob man denn nach Auschwitz überhaupt noch beten könne. Der Zweifel an dieser Vorstellung eines allmächtigen Gottes, der in die Geschichte eingreift, zu dem man um Hilfe flehen kann, führt dazu, daß man entweder man auf eine Deutung der Welt verzichtet, indem man von Tag zu Tag lebt und dem Gebot der Stunde folgt, heiße es nun Erfolg oder Vergnügen, – oder heroisch wie Camus die Sinnlosigkeit der Welt auszuhalten versucht. Große Erschütterungen wie der 11. September treiben die Menschen zwar in die Kirchen, weil in diesen Katastrophen die Brüchigkeit unserer Welt offenbar wird. Doch war das mehr als der Versuch, sich im Augenblick zu beruhigen? Vielleicht war es aber doch einfach der Versuch, der hilflose Versuch, der dem Menschen angemessen ist, die Hand nach Hilfe auszustrecken?

Doch welche Möglichkeiten hätte man heute, auf die Frage nach Gott und seiner Welt zu antworten? Eine Antwort war, Gott, der sich im gekreuzigten Christus offenbarte, auf der Seite der Leidenden zu suchen. Doch das ist erst, meine ich, die halbe Wahrheit. Suchen wir im Neuen Testament, so finden wir viele Texte, die vom Leiden in der Welt sprechen – übrigens nie davon, daß es seinen Ursprung in Gott hätte. Aber man gewinnt den Eindruck, daß in diesen Texten gleichsam ein Standpunkt außerhalb gewonnen wird, von dem her sie auf die Welt und ihre wechselhafte Geschichte blicken. Dieser Standpunkt außerhalb, der der Welt ihre Endgültigkeit und dem Schicksal in ihr die Absolutheit nimmt, ist die Zugehörigkeit zu Christus, wie sie am deutlichsten in den Abschiedsreden im Johannesevangelium zum Ausdruck kommt. Hier betet Jesus zum Vater für die Menschen, die ihm anvertraut sind und zugleich damit auch Gott gehören. Sie sind in der Welt und doch nicht von dieser Welt. Oder wie es Paulus im Römerbrief (14,7ff.) formuliert:

Denn keiner von uns lebt für sich selbst, und keiner stirbt für sich selbst. Denn wenn wir leben, leben wir für den Herrn; und wenn wir sterben, sterben wir für den Herrn. Mögen wir also leben oder sterben, wir gehören dem Herrn.

Der Mensch und sein Leben, in dem sich Glück und Leid mischen, ist immer schon durch seine Zugehörigkeit zu Christus auf etwas bezogen, das außerhalb seines Lebens und außer-

halb dieser Welt und ihrer Geschichte steht. Im Zentrum steht nicht mehr die Welt, sondern Christus:

Wer will uns scheiden von der Liebe Christi? Trübsal oder Bedrängnis oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Gefahr oder Schwert? „in all dem obsiegen wir durch den, der uns geliebt hat.

Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Herrschaften, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, noch Mächte, weder Höhe noch Tiefe, noch irgendein anderes Geschöpf uns zu scheiden vermag von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn. (Röm. 8,35ff.)

Der Welt mit ihren Wechselfällen wird die Geborgenheit in der Liebe Gottes entgegengesetzt. Die Welt ist nicht das Letzte, wer das Leben in ihr retten wollte, der wird es verlieren.

Ist also wieder Weltflucht angesagt als das Gegenstück zur Abkehr von der Welt in unserer Zerstreuungsindustrie? Im hohepriesterlichen Gebet Jesu im Johannesevangelium wird ganz klar gesagt, daß die Menschen, auch wenn sie Gott angehören, in diese Welt gesandt sind.

Ich bitte nicht, du mögest sie wegnehmen von der Welt, sondern du mögest sie bewahren vor dem Bösen. Sie sind nicht von der Welt, so wie ich nicht von der Welt bin. Heilige sie in der Wahrheit. Dein Wort ist Wahrheit. Wie du mich in die Welt gesandt hast, so habe auch ich sie in die Welt gesandt.

In der Welt leben als die „Gesandten Christi“, das sind nicht nur die damals anwesenden Jünger, das sind alle, die das Wort Gottes trifft und aufruft zur Nachfolge Christi, die aber nicht einseitig, wie es geschehen ist, in Weltabkehr und Selbstverleugnung bestehen muß, sondern in der Weitergabe der „Menschenfreundlichkeit Gottes“, die sich in Jesus geoffenbart hat. Die empfangene und weitergegebene Liebe Gottes, das ist die einzige wahre Geborgenheit, die über allem Glück und Leid dieser Welt steht. So möchte ich die Losung für das Jahr 2002 verstehen: „*Ja, Gott ist meine Rettung; ihm will ich vertrauen und niemals verzagen.*“

Volker Weidemann

4. August 2002

Liebe Waldkapellengemeinde!

Der vorgeschlagene und ausgewählte Predigttext ist der 8. Psalm (V.4-10):

Wenn ich sehe die Himmel, deiner Hände Werk,  
den Mond und die Sterne, die du bereitest hast:  
was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst,  
und des Menschenkind, dass du dich seiner annimmst?  
Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott,  
und mit Ehre und Schmuck hast du ihn gekrönt.  
Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk,  
alles hast du unter seine Füße getan:  
Schafe und Ochsen allzumal, dazu auch die wilden Tiere,  
die Vögel unter dem Himmel und die Fische im Meer –  
Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen!

Das Staunen gegenüber der Größe der Schöpfung und das Wundern über die Sonderstellung des Menschen hat also schon den Psalmisten vor Tausenden von Jahren bewegt, lange bevor in der Neuzeit die riesigen Entfernungen von Sonne, Mond und Sternen deutlich wurden und der Mensch sich als ein räumlich und zeitlich „verlorenes Stäubchen“ in einem unermesslichen Weltall erkennen musste.

Auch wenn der heutige Astronom sich daran gewöhnt hat, mit Entfernungen von Milliarden Lichtjahren und einem entsprechenden Alter des Weltalls zu rechnen: das Staunen über die Fähigkeit des Menschen, soweit über seinen Lebensraum und seine Lebenszeit hinausgreifen und die Gesetzmäßigkeiten des Kosmos erforschen zu können, ist auch für den Wissenschaftler immer wieder neu. Ja, es macht geradezu den besonderen Reiz unserer astronomischen Forschung aus, immer wieder Neues und oft Unerwartetes zu entdecken. Sei es durch Beobachtungen etwa mit dem Hubble-Satelliten oder mit den jetzt in Betrieb genommenen vier 8-Meter Großteleskopen der Europäischen Südsternwarte in Chile, mit denen man sogar Objekte erfassen kann, die vor vielen Milliarden Jahren im Frühkosmos noch andersartig waren als in der heutigen nahen Umgebung – was übrigens die kosmische Entwicklung augenfällig beweist

Gerade jetzt im Juli fand in Kiel an der Universität, organisiert durch unser Institut, eine internationale Tagung zum Thema der Entwicklung der Galaxien statt, in der man die Beobachtungsbefunde diskutiert und durch numerische Berechnungen nachzuvollziehen versucht. So geht es etwa darum, unsere eigene Galaxis, die Milchstraße, in ihrem Aufbau, ihrer Bewegung und ihrer chemischen Zusammensetzung zu verstehen, wobei nicht nur die Sterne, sondern auch das interstellare Medium und seine Dynamik berücksichtigt werden müssen. Unsere Milchstraße bietet je nach der beobachteten Strahlung ein verschiedenes Bild dar, wie Professor Hensler, der Organisator der Tagung, in seinem öffentlichen Abendvortrag eindrücklich demonstrierte: optisch ist das Bild der Milchstraßenscheibe vor allem durch die Sterne und verdunkelnde Wolken bestimmt, im Infraroten dagegen durch Staubwolken, im Radiobereich durch die Verteilung des neutralen Wasserstoffgases, im Röntgenlicht durch überhitzte Gebiete um Supernovae, Neutronensterne und kompakte Gebilde und selbst in der höchstenergetischen Gammastrahlung bietet sich ein anderes Bild. Diese Möglichkeit, in anderen Wellenlängenbereichen als dem optisch sichtbaren Licht zu beobachten, ist ein Grund für die Entdeckung von vielem Neuen in den letzten Jahrzehnten - so verändert und bereichert sich der „Himmel“ gegenüber dem was unsere Vorfahren sahen.

Angesichts des großartigen Bildes der kosmischen Entwicklung der Materie von anfangs nur Wasserstoff zu allen chemischen Elementen, und über Moleküle zu immer komplexeren Stoffen, die letztlich auch Leben und damit auch unsere Existenz ermöglichen, muss man schon nach dem Sinn des Ganzen fragen. Das Staunen des Wissenschaftlers über die Tatsache unserer menschlichen Existenz wird noch größer, seit deutlich geworden ist, dass nur eine Kette von unwahrscheinlichen Ereignissen zu diesem Ergebnis geführt hat. Die dabei benötigten Feinabstimmungen bzw. Weichenstellungen versucht man mit dem sogenannten „Anthropischen Prinzip“ zu erklären, nach dem der Kosmos „menschenfreundlich“ ausgewürfelt sein muss, weil wir ja existieren.

Damit erhebt sich erneut die Frage, die auch der Psalmist stellt: „Was ist der Mensch?“ Ist er ein Produkt blinden Zufalls oder ein gewolltes Geschöpf? „Wenig niedriger als Gott“ erkannte der Psalmist - und auch heute können wir das bestätigen, wenn man sich klar macht, dass wir nur auf Grund unserer rationalen und mathematischen Fähigkeiten zu diesem großartigen wissenschaftlichen Weltbild gelangen konnten. Wie der Schöpfer selbst können wir die Gesamtheit des Universums überblicken. Mit diesen unseren geistigen Fähigkeiten sind wir weit über biologische Notwendigkeiten hinaus vor der Tierwelt ausgezeichnet. „Durch den Raum verschlingt mich das Weltall wie einen Punkt,

aber mit dem Geist bin ich es, der es erfasst“: so sah schon Pascal - (in seinen *Pensées*) am Beginn der Neuzeit zugleich die Verlorenheit aber auch die Auszeichnung des Menschen. „Nur ein Schilfrohr, das Zerbrechlichste in der Welt, ist der Mensch, aber ein Schilfrohr, das denkt. Nicht ist es nötig, dass sich das All wappne, um ihn zu vernichten: ein Windhauch, ein Wassertropfen reichen hin, um ihn zu töten. Aber, wenn das All ihn vernichten würde, so wäre der Mensch doch edler als das, was ihn zerstört, denn er weiß, dass er stirbt, und er kennt die Übermacht des Weltalls über ihn; das Weltall aber weiß nichts davon. Die ganze Würde des Menschen besteht im Denken, an ihm müssen wir uns aufrichten und nicht an Raum und an der Zeit, die wir doch nie ausschöpfen werden.“ Wie der Psalmist sagt: „Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott, mit Ehre und Schmuck hast du ihn gekrönt“. Und weiter: „Alles hast du unter seine Füße getan“ - dies alles umfasst nicht nur die Tierwelt wie es der Psalmist aufzählt, sondern heute auch die Möglichkeiten der Technik und den verantwortlichen Umgang damit. Das Thema „Erhaltung und Bewahrung der Schöpfung“ hätte an dieser Stelle seinen Platz, soll aber heute nicht weiter ausgeführt werden.

Stattdessen möchte ich fragen, wie denn hier der christliche Glaube einzuordnen ist, den der Psalmist ja nicht kannte. Wie es im Epheserbrief im 1.Kapitel ausgedrückt ist (V.9/10), „hat es Gott aus dem *Geheimnis seines Willens* gefallen, *als die Zeit erfüllt war*, beides, was im Himmel und auf Erden ist, *zusammenzufassen in Christus*“. Und der Schreiber des Johannesevangeliums (im 1.Kapitel) vertieft dies, indem er Christus und den Logos (oder das Wort Gottes) gleichsetzt, aus dem heraus alles erschaffen ist. „In ihm war das Leben und das Leben war das Licht des Menschen (V.4).

Er kam in die Welt als ein Licht, das die Menschen erleuchtet (V.9).

Und das Wort wurde Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit (V.14).

Ähnlich wie in der Astronomie der Gegenwart der Himmel sich in immer neuem Licht offenbart hat, ergibt sich hier eine ganz neue Perspektive: Der Sternen-Himmel des Psalmisten wird gewissermaßen durchsichtig auf den Hintergrund - der Schöpfer wird nicht nur als der tragende Grund des Kosmos erkannt und gepriesen, sondern als der liebende Vater den Menschen offenbart.

Die wissenschaftlich erfassbare physikalisch-chemisch-biologische Wirklichkeit erhält eine Tiefendimension durch die Erkenntnis, dass Gott der tragende Grund und Erhalter des Ganzen ist. Der christliche Glaube sieht darüberhinaus das Motiv der Liebe Gottes: die

Zuwendung des Schöpfers in der personalen Wirklichkeit Jesu Christi, die das Licht unseres Lebens sein will. Wie es Friedrich von Bodelschwingh einmal formulierte: „Nicht begreifen, nein, nur danken will ich, weil das Licht mir scheint – weil die Liebe ohne Schranken mit der Welt auch mich gemeint.“ Auch hierin ist die Welt als in Gottes umfassender – ohne Schranken - Liebe begründet aufgefasst, aber entscheidend ist doch das persönliche „auch mich“, das uns zu Vertrauen und Dankbarkeit aufruft – auch wenn vieles unbegreiflich ist und bleibt.

Und schließen möchte ich mit einem Liedvers von Ernst Moritz Arndt, der mit Geist, Leben, Licht und Weltall zum Thema unserer Predigt passt und zugleich ein Gebetsanruf ist:

„O Gottes Geist und Christi Geist, der uns den Weg zum Leben weist,  
der uns die dunkle Erdennacht durch seine Lichter helle macht,  
du Hauch, der durch das Weltall weht als Gottes stille Majestät,  
du aller Lichter reinstes Licht, erleucht uns Herz und Angesicht.“  
Amen

Prof.Dr. Günter Mix

1. September 2002

### Gottes Weisheit und die Weisheit der Welt

#### 1. Korinther 1, 18-25

(18) Denn das Wort vom Kreuz ist denen, die verloren gehen, Torheit; uns aber, die gerettet werden, ist es Gottes Kraft.

(19) Es heißt nämlich in der Schrift: *Ich lasse die Weisheit der Weisen vergehen / und die Klugheit der Klugen verschwinden.*

(20) *Wo ist ein Weiser? Wo ein Schriftgelehrter? Wo ein Wortführer in dieser Welt? Hat nicht Gott die Weisheit der Welt als Torheit entlarvt?*

(21) Denn da die Welt angesichts der Weisheit Gottes auf dem Weg ihrer Weisheit Gott nicht erkannte, beschloß Gott, alle, die glauben, durch die Torheit der Verkündigung zu retten.

(22) Die Juden fordern Zeichen, die Griechen suchen Weisheit.

(23) Wir dagegen verkündigen Christus als den Gekreuzigten: Für die Juden ein empörendes Ärgernis, für die Heiden eine Torheit,

(24) für die Berufenen aber, Juden wie Griechen, Christus, Gottes Kraft und Gottes Weisheit.

(25) Denn das Törichte an Gott ist weiser als die Menschen, und das Schwache an Gott ist stärker als die Menschen.

Die Briefe des Paulus sind die ältesten Dokumente des Neuen Testaments, älter als die Evangelien. Das älteste Evangelium, das Markus-Evangelium wurde etwa um das Jahr 70 niedergeschrieben, zu der Zeit war Paulus schon einige Jahre tot. Der Korinther-Brief, der als der erste bezeichnet wird, ist vermutlich um das Jahr 56 geschrieben. Es gab wohl davor noch einen Brief an die Korinther, der aber verloren gegangen ist. Paulus war der Erste, der die christliche Botschaft über die Grenzen Palästinas hinaus getragen und auch zu den Nicht-Juden gebracht hat. Er wird deshalb gelegentlich auch als der Heidenmissionar bezeichnet.

Die Länder um das Mittelmeer standen zu jener Zeit unter römischer Herrschaft. Kultur und Zivilisation aber waren hellenistisch geprägt. Die Menschen lebten in einer Welt mit vielen Göttern, die sie verehrten und durch Opfergaben günstig zu stimmen suchten. Durch Beobachtung göttlicher Zeichen suchte man ihren Willen zu erforschen. Aber auch viele orientalische Kulte hatten Eingang gefunden. Dazu im Gegensatz stand die Forderung der monotheistischen Religion, wie sie von den Juden und jetzt auch von den Christen verkündet wurde: *Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus. Du sollst neben mir keine*

anderen Götter haben [Deuteronomium 5:6-7]. Jerusalem war das Zentrum der Juden. Aber auch außerhalb Palästinas, im gesamten römischen Reich, gab es in vielen Städte jüdische Gemeinden. „Es gibt kein Volk in der Welt, bei dem sich nicht ein Teil unserer Brüder befindet“, schreibt der jüdische Geschichtsschreiber Josephus Flavius gegen Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts.

Die traditionsbewußten Juden suchten sich fremden Einflüssen weitgehend zu verschließen. Aber in der Diaspora lebend hatten sie natürlich ebenfalls Kontakte zu anderen Kulturen. Neben den Juden gab es auch Menschen, die zwar die religiösen jüdischen Riten einhielten, aber den letzten Schritt, die Beschneidung, nicht vollzogen hatten; diese wurden als „Gottesfürchtige“ bezeichnet.

Auch Paulus wuchs in der Diaspora auf. Er wurde in Tarsus vermutlich im Jahre 10 geboren. Tarsus war die Hauptstadt der römischen Provinz Kilikien in Kleinasien, heute Türkei. Paulus wurde zu einem strenggläubigen Juden erzogen. Dennoch waren ihm die griechische Lebensweise und Kultur vertraut. Er beherrschte auch die griechische Sprache in Wort und Schrift. Aufgrund besonderer Privilegien seiner Geburtsstadt Tarsus besaß Paulus das römische Bürgerrecht. All dies waren günstige Voraussetzungen für seine spätere Missionsarbeit.

Paulus ging auf seinen Missionsreisen durch Kleinasien und Griechenland, nach Rom und möglicherweise auch nach Spanien zunächst in die Synagogen und verkündete den Juden und den Gottesfürchtigen das Evangelium. Hier stieß er jedoch oft auf Widerstand. Er brachte daher seine Botschaft auch an die Nichtjuden, die Heiden; oft mit mehr Erfolg als bei den Juden.

Die Apostelgeschichte schildert im 17. Kapitel die Verhältnisse recht anschaulich: *Während Paulus in Athen auf sie – gemeint sind seine Begleiter Silas und Thimoteus – wartete, erfaßte ihn heftiger Zorn; denn er sah die Stadt voll von Götzenbildern. Er redete in der Synagoge mit den Juden und Gottesfürchtigen, und auf dem Markt sprach er täglich mit denen, die er gerade antraf. Einige von den epikureischen und stoischen Philosophen diskutierten mit ihm, und manche sagten: Was will denn dieser Schwätzer? Andere aber: Es scheint ein Verkünder fremder Gottheiten zu sein. Er verkündete nämlich das Evangelium von Jesus und von der Auferstehung. Sie nahmen ihn mit, führten ihn zum Areopag und fragten: Können wir erfahren, was das für eine neue Lehre ist, die du vorträgst? Du bringst uns recht befremdliche Dinge zu Gehör. Wir wüßten gern worum es sich handelt. Alle Athener und die Fremden taten nichts lieber, als die letzten Neuigkeiten zu erzählen oder zu hören. Da stellte sich Paulus in die Mitte des Areopags und sagte: Athener, nach allem was ich sehe, seid ihr besonders fromme Menschen. Denn als ich umherging und mir eure Heiligtümer ansah, fand ich auch einen Altar mit der Aufschrift: Einem Unbekannten Gott. Was ihr verehrt, ohne es zu kennen, das verkündige ich euch. – Und am Ende des 17. Kapitels heißt es dann: Als sie von der Auferstehung der Toten hörten, spotteten die einen, die anderen aber sagten: Darüber wollen wir dich ein andermal hören. So ging Paulus aus ihrer Mitte weg. Einige Männer aber schlossen sich ihm an und wurden gläubig; unter ihnen auch Dionysios, der Areopagit, außerdem eine Frau namens Damaris und noch andere mit ihnen. [Apg. 17, 16-23, 32-34] Hierauf verließ Paulus Athen und ging nach Korinth. [Apg. 18, 1]*

Dort - in Korinth - blieb er 18 Monate und gründete eine rasch wachsende Gemeinde. Es mag etwa um das Jahr 50 gewesen sein. Korinth war zu dieser Zeit eine

bedeutende Hafenstadt und auch ein lebhaftes Zentrum der griechischen Kultur und des Geisteslebens. Hier trafen die verschiedenen religiösen und geistigen Strömungen der Zeit aufeinander. In der Folge ergaben sich daraus für die junge christliche Gemeinde viele Fragen und Probleme, auf die der Apostel in seinen Briefen an die Korinther eingeht. Die Briefe des Paulus sind also keine theologischen Abhandlungen, sondern Antworten auf konkrete Fragen oder bestimmte Zustände in den Gemeinden.

Für die Menschen in der hellenistischen Welt war die Vorstellung von der Auferstehung unverständlich. Nach griechischer Überlieferung führten die Seelen der Verstorbenen ein trostloses Schattendasein; eine wenig erbauliche Vorstellung. Der Philosoph Epikur – er lebte rund 350 Jahre vor Paulus (341 – 271 v. Chr.) - hat den Gedanken an den Tod verdrängt mit dem Ausspruch: „Der Tod, der König der Schrecken, bedeutet uns nichts, denn solange wir leben, ist der Tod nicht da, und wenn der Tod kommt, sind wir nicht mehr.“ Mit diesem „Bonmot“ versuchte Epikur seinen Zeitgenossen die Furcht vor dem Tode zu nehmen.

Erst recht war die christliche Lehre von dem gekreuzigten Gottessohn schwer zugänglich. Die Kreuzigung war unter der römischen Herrschaft die schwerste, entehrende Strafe. *Denn das Wort vom Kreuz ist denen, die verloren gehen, Torheit; uns aber, die gerettet werden, ist es Gottes Kraft.* Für die einen ist der Tod Jesu am Kreuz sein Ende, der Beweis seines Scheiterns. Für sie endet Jesus am Karfreitag. Wie es in der eben zitierten Apostelgeschichte heißt: *Als sie von der Auferstehung der Toten hörten, spotteten die einen, ... Für die anderen - für uns - ist Karfreitag nicht das Ende, es folgt Ostern. Unser Glaube an Jesu Auferstehung ist unser Heil, ist die Kraft Gottes.*

So mußte sich Paulus mit den herrschenden philosophischen Richtungen der Griechen auseinandersetzen. Er schreibt: *Die Juden fordern Zeichen, die Griechen suchen Weisheit.*

Das griechische Wort für Weisheit lautet „Sophia“. „Philosophia“ ist „Liebe zur Weisheit“; ein Philosoph ist ein „Freund der Weisheit“. Die Philosophie strebt nach Erkenntnis über das Wesen und die Zusammenhänge aller Dinge, aber auch Erkenntnis über die Prinzipien und Inhalte ethischen Handelns. Die griechische Philosophie hat einen großen Einfluß auf das abendländische Geistesleben und auf die christliche Theologie. Die griechischen Philosophen haben sich auch mit physikalischen und anderen naturwissenschaftlichen Erscheinungen beschäftigt. Besonders Aristoteles (384 – 322 v. Chr.) – er lebte rund 400 Jahre vor Paulus - hat das naturwissenschaftliche Denken des abendländischen Mittelalters geprägt. Als man dann im 15./16. Jahrhundert anfang naturwissenschaftliche Fragen experimentell zu bearbeiten, lehnten das viele ab mit der Begründung: warum experimentieren; entweder es kommt das heraus, was schon Aristoteles geschrieben hat, dann hätte man sich die Mühe ersparen können; oder man findet etwas anderes, dann muß das falsch sein, weil es so nicht bei Aristoteles steht.

In den acht Versen unseres Predigttextes finden wir neunmal den Begriff „Weisheit, weise, Weiser“ und fünfmal das entgegengesetzte Wort „Torheit“. Paulus unterscheidet zwischen der menschlichen Weisheit und der Weisheit Gottes. Wir Menschen können nur verstehen, was in der Welt unserer Begriffe und Erfahrungen liegt und was wir entsprechend der Struktur unseres Gehirnes verarbeiten können.

Alles, was über die Erfahrung unseres irdischen Weltbildes hinausgeht können wir uns allenfalls nur sehr unvollständig in vergleichenden Bildern oder gar nicht vorstellen. Beispielsweise die Welt des Mikrokosmos, die Atome mit ihren für unsere Vorstellung extrem kleinen Dimensionen; - oder das Gegenteil, den Weltraum: wir sprechen von Entfernungen von Millionen Lichtjahren, oder von einem gekrümmten Raum. Die Experten können zwar mit Zahlen und komplizierten Formeln umgehen und Berechnungen anstellen, aber eine wirkliche Vorstellung haben auch sie nicht. *Wo uns Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein*; lässt Goethe seinen Faust sagen. Für das, was darüber hinausgeht, fehlen uns auch die Worte, weil wir es nicht denken können.

So geht es uns mit Gott, seinem Willen, seinem Handeln. Gott ist außerhalb unserer menschlichen Erkenntnis. Paulus schreibt im 13. Kapitel des 1. Briefes an die Korinther: *Jetzt schauen wir in einen Spiegel und sehen nur rätselhafte Umrisse, dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich unvollkommen, dann aber werde ich durch und durch erkennen, so wie auch ich durch und durch erkannt worden bin.* [1. Kor. 13,12]

Gott kann nicht mit unserer menschlichen Erfahrung, mit unserer menschlichen Logik verstanden werden. *Hat nicht Gott die Weisheit der Welt als Torheit entlarvt?* fragt Paulus und gibt die Antwort: *Denn da die Welt angesichts der Weisheit Gottes auf dem Weg ihrer Weisheit Gott nicht erkannte, beschloß Gott, alle, die glauben, durch die Torheit der Verkündigung zu retten.* Das entscheidende Wort ist hier „glauben“. Nicht durch die Weisheit der Welt, sondern nur durch unseren Glauben können wir zu Gott kommen. Johannes der Täufer sagt: *Wer an den Sohn glaubt, hat das ewige Leben; wer aber dem Sohn nicht gehorcht, wird das Leben nicht sehen, sondern Gottes Zorn bleibt auf ihm* [Joh. 3, 36].

Ist nun das Streben nach weltlicher Weisheit falsch? ist es Sünde? Sünde ist Trennung von Gott. Trennt uns die weltliche Weisheit – dazu gehört auch die wissenschaftliche Forschung – von Gott?

Man muß zugeben: die Wissenschaft hat unser tägliches Leben in vieler Beziehung erleichtert, nicht aber den Weg zum Glauben. Ein Beispiel: Das Bild, das im Buch Genesis entworfen wird, ist recht anschaulich: da ist die Erde darüber das Himmelsgewölbe. *Dann sprach Gott: Lichter sollen am Himmelsgewölbe sein, um Tag und Nacht zu scheiden. Sie sollen Zeichen sein und zur Bestimmung von Festzeiten, von Tagen und Jahren dienen; sie sollen Lichter am Himmelsgewölbe sein, die über die Erde hinleuchten. So geschah es. Gott machte die beiden großen Lichter, das größere, das über den Tag herrscht, das kleinere, das über die Nacht herrscht, auch die Sterne.* [Gen. 1. 14-16] - Daraus wurde im Mittelalter das naive, aber doch sehr eingängige Bild von Himmel und Hölle.

Dagegen steht unser heutiges Bild: die Erde als einer von neun Planeten, die die Sonne umkreisen, die ihrerseits zusammen mit 100 Mrd. Sonnen zu unserer Galaxis, der Milchstraße gehören und diese wiederum eine von vielen Mrd. Galaxien. Ein Bild, das man sich in seiner Dimension mit unserm menschlichen Verstand nicht wirklich vorstellen kann. – Wo ist oben? wo unten? Wo ist der Himmel? wo Gott?

Das ist gewissermaßen eine zweite Vertreibung aus dem Paradies, einem spirituellen Paradies, dem Paradies des Glaubens. Die Kirche hat sich dagegen gewehrt. Giordano Bruno, der die Erde aus dem Mittelpunkt der Welt rückte wurde im Jahre 1600 in Rom verbrannt; Galileo Galilei hat 1633 abgeschworen. Aber die Freiheit der Forschung lässt sich nicht auf Dauer unterdrücken. Der belgischer Theologe und Astronom George Henri Lemaitre, der die Theorie vom Urknall aus der Einsteinschen Relativitätslehre ableitete, war bis zu seinem Tod im Jahre 1966 Präsident der päpstlichen Akademie der Wissenschaften. Hier hat also die katholische Kirche aus der Vergangenheit gelernt. - Übrigens ist auch das, was man als Laie von der modernen Theologie hört oder liest, nicht immer hilfreich auf dem Weg zum Glauben.

Gott, unser Schöpfer hat uns Menschen den Verstand gegeben, damit wir uns seiner bedienen. *Gott segnete sie, und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar, und vermehret euch, bevölkert die Erde, unterwerft sie euch, und herrscht über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich auf dem Land regen* [Gen. 1, 28], heißt es im Schöpfungsbericht. Die Formulierungen „unterwerfen“ und „herrschen“ stammen aus einer Zeit, als die gesamte Erde gerade einmal von soviel Menschen bevölkert wurde wie heute allein in Deutschland leben; und diese Menschen nur über wenige einfache Werkzeuge verfügten. Sie mußten sich also anstrengen um überhaupt zu überleben. Das hat sich bis heute sehr geändert. Aber dennoch: unterwerfen und herrschen heißt nicht zerstören und vernichten. Und deshalb brauchen wir unseren Verstand.

Der Autor des Schöpfungsberichtes hatte ein vergleichsweise anschauliches Weltbild. Die heutigen wissenschaftlichen Erkenntnisse und daraus abgeleiteten Vorstellungen und Theorien geben eine Ahnung davon, daß Gottes Handeln unserer menschlichen Weisheit letztlich nicht zugänglich ist. *Denn das Törichte an Gott ist weiser als die Menschen, und das Schwache an Gott ist stärker als die Menschen,* heißt es in unserem Predigttext.

Nicht die menschliche Weisheit, die Weisheit der Welt an sich führt zur Trennung von Gott, zur Sünde, sondern eine hochmütige, sich selbst genügende Weisheit; eine menschliche Weisheit, die wähnt alles erreichen zu können. Ein Weiser, der sich für weise hält, ist kein Weiser. Ein Tor, der sich für einen Toren hält, aber hat den ersten Schritt zur Weisheit getan. Oder wie Paulus in seinem 1. Korinther-Brief an anderer Stelle schreibt: *Keiner täusche sich selbst. Wenn einer unter euch meint, er sei weise in dieser Welt, dann werde er töricht, um weise zu werden.* [1. Kor. 3,18]

Es kommt also darauf an, die Grenzen unseres Wissens, unserer Weisheit zu erkennen. Unter dieser Voraussetzung ist die moderne Wissenschaft kein Hemmnis, sondern sie kann ein Wegweiser zum Glauben sein. Gott ist also mit unserer menschlichen Weisheit nicht zu begreifen; er ist außerhalb unseres Begriffsvermögens. Wäre das nicht so - könnten wir Gott begreifen -, dann wäre Gott nicht Gott.

Die *Torheit der Verkündigung* ist im Leben und Sterben Jesu offenbar geworden. *Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater, voll Gnade und Wahrheit.* [Joh. 1, 14] So steht es am Anfang des Johannis-Evangeliums. Gott ist mit unserer menschlichen Weisheit nicht zu begreifen. Aber in Jesus Christus ist er unser Bruder geworden und damit unserer menschlichen Vorstellung zugänglich.

Gott zeigt hier seine Liebe zu uns Menschen. Jesus sagt in einem Gespräch zu Nikodemus: *Denn Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, damit er die Welt richtet, sondern damit die Welt durch ihn gerettet wird. Wer an ihn glaubt, wird nicht gerichtet; wer nicht glaubt ist schon gerichtet, weil er an den Namen des einzigen Sohnes nicht geglaubt hat.* [Joh. 3, 18-19]

Und so dürfen wir dankbar und glaubensvoll mit den Worten des Propheten Jesaja sagen – und das ist auch die Jahreslosung für 2002 - : *Ja, Gott ist meine Rettung; ihm will ich vertrauen und niemals verzagen.* [Jes. 12, 2]

A m e n !

Prof. Dr. rer. nat. Fouad Ghattas

6. Oktober 2002

Liebe Kapellengemeinde!

Als Thema für die diesjährigen Professorenpredigten wurde die Jahreslosung vorgeschlagen. Sie lautet:

„ Ja, Gott ist meine Rettung, Ihm will ich vertrauen und niemals verzagen.“

Jes. 12,2

Ist es angebracht, im 10. Monat des Jahres immer noch über die Jahreslosung zu predigen? Ist das Thema nicht schon in den ersten Tagen des Jahres erschöpfend behandelt worden? Sollte man dann nicht zu anderen Fragen überwechseln? Nein, es scheint mir so, dass wir gerade in diesem Jahr der extremen Ängste und Unsicherheiten, Überschwemmungen, Katastrophen, Kriegen und des Terrors, dieses Bibelwort als Leitwort für das ganze Jahr sehr gut gebrauchen können. Gerade dann, wenn die Dunkelheit um uns überhand nimmt, gerade dann braucht unsere Seele Zuspruch. Der ist uns durch diese Jahreslosung gegeben. Deswegen habe ich sie im 10. Monat noch einmal zum Predigtthema gemacht.

Das Losungsheft der Brüdergemeinde für das Jahr 2002 beginnt mit einem Geleitwort zur Jahreslosung. Ich fasse es hier zusammen:

Es geht um Rettung, auch um Freiheit, Hilfe oder Heil. Die Erfahrung des Volks Gottes zu allen Zeiten kann mit den wenigen folgenden Worten wiedergegeben werden: Es war höchste Gefahr, doch der Untergang wurde abgewendet. Es war drückende Knechtschaft, doch es kam zur Befreiung. Auf Grund dieser Erfahrung kann die Losung für das Jahr 2002 verstanden werden. Hatte Jesaja diese Erfahrung in der Vergangenheit vor Augen? „Gott ist meine Rettung“, so darf er- und wir mit ihm- zuversichtlich in die Zukunft schauen: „Ihm will ich vertrauen und niemals verzagen.“ Ich würde es als Anmaßung empfinden, wenn ich Ihnen sagen würde „verzweifeln Sie nicht, verzagen Sie nicht“, als wäre es ein Befehl, dem Sie so ohne weiteres folgen könnten. Ich weiß von den großen Glaubensmännern, die in schweren Lebenssituationen aus Verzweiflung und Resignation das Handtuch

werfen wollten oder sogar geworfen haben. Kannten sie den Vers aus dem Buch Jesaja nicht? Oder hatten sie andere Erfahrungen mit Gott gemacht? Wir Menschen brauchen immer wieder den Zuspruch der Glaubensgeschwister, die uns auch in der Not immer wieder daran erinnern: „Gott ist meine Rettung.“

Ich freue mich darüber, dass Jesus von seinen Jüngern keine Tapferkeit angesichts bevorstehender Schwierigkeiten verlangte. Nein, dagegen sagt er: „In der Welt habt Ihr Angst- in einer anderen Übersetzung heißt es- „in der Welt werdet Ihr Angst haben, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“

Das ist die Realität des Lebens. Angst, Verzagttheit und Mutlosigkeit sind nicht fern von uns. Nein. Aber wenn Sie und ich mit Jesaja sagen können, *ich will niemals verzagen*, dann- wie Jesaja-, weil wir Gott vertrauen dürfen, können und *wollen*. Hier liegt das Geheimnis. Nicht aus eigener Kraft wollen wir niemals verzagen, sondern weil wir uns auf Seine Treue verlassen dürfen. In diesem Zusammenhang möchte ich mit Ihnen über einige Personen der Bibel nachdenken, die Verzagttheit und Mutlosigkeit gut kannten.

Im 5. Mose 31,7 steht: „Und Mose rief Josua und sprach zu ihm vor den Augen des ganzen Israels: Sei stark und mutig! Denn du, du wirst mit diesem Volk in das Land kommen, das der Herr ihren Vätern geschworen hat, ihnen zu geben.“ Mose wusste, dass Josua allein nicht in der Lage wäre, diese Aufgabe auszuführen. Deswegen sagte er weiter in Vers 8: „Der Herr Er ist es, der vor dir herzieht; Er selbst wird mit dir sein, er wird dich nicht aufgeben... Fürchte dich nicht und sei nicht niedergeschlagen.“ Wenn Mose zu Josua sagt, sei nicht niedergeschlagen, dann verrät er ihm auch gleichzeitig das Geheimnis der Stärke „der Herr selbst wird mit dir sein.“ Was für einen Segen hätten wir in der Politik, in der Kirche und überall dort, wo Menschen in Verantwortung stehen, wenn sie bezeugen würden: „Ich fürchte mich nicht und verzage nicht, denn der Herr zieht vor mir her.“ Mose starb. In welcher Situation kam Josua nach dem Tod Moses? Sein Vorbild Mose, an dem er sich orientieren konnte, der einen direkten Draht zu dem Gott Israels hatte, war nicht mehr da. Er war allein und das ganze Volk Israel sah auf ihn und erwartete seine Führung. Vor ihm standen die Feinde. Hinter ihm lag die trockene Wüste und um ihn herum stand sein großes unzufriedenes Volk. Die Verantwortung für dieses Volk und

für die Entscheidungen, die getroffen werden mussten lasteten schwer auf ihm. War das nicht Grund genug zu verzagen? Mitten hinein in diese Situation kommt zu Josua das ermutigende Wort des Herrn: „Ich will dich nicht verlassen“. Es blieb nicht nur bei diesem Wort des Herrn an Josua, sondern der Herr bestätigte dieses Wort noch durch ein Gesicht, eine Vision, oder auch durch eine tatsächliche Begegnung mit einem Engel Gottes. Es steht da geschrieben: „In seinem Kampf hob er seine Augen auf und sah: Ein Mann stand ihm gegenüber und sein Schwert war gezückt in seiner Hand. Da ging Josua auf ihn zu und sagte zu ihm: „Gehörst du zu uns oder zu unseren Feinden?“ Und er sprach: „Nein, sondern ich bin der Oberste des Heeres des Herrn. Jetzt bin ich gekommen.“ Da fiel Josua auf sein Angesicht zur Erde und huldigte ihm und sagte zu ihm: „Was redet mein Herr zu seinem Knecht?“ (Mit anderen Worten, welchen Rat gibst Du mir in meinem Kampf?) Da sprach der Oberste des Heeres... zu Josua: „Zieh´ deine Schuhe von deinen Füßen, denn der Ort, auf dem du stehst, ist heilig! Und Josua tat es. (Jos. 5, 13-15)

Ist das eine ausreichende Antwort auf die Frage Josuas: „Was soll ich tun?“ „Ziehe deine Schuhe aus, denn dieser Ort ist heilig?“ Erwartete Josua nicht einen Kampfplan, eine Anleitung und Hilfe? Stattdessen erhielt Josua eine Antwort, die soviel bedeutet wie: du stehst in meiner Gegenwart. Das ist genug. Ich bin unmittelbar bei dir, mit dir, um dich. Richte dein Inneres vor allem auf mich. Das ist die Lösung: Bei und in Ihm, dem lebendigen Herrn bleiben. Wie damals mit Josua ist er heute mit uns. Gott gibt nicht immer Antwort auf unsere drängenden Fragen. Er zeigt vor allem meistens nicht im Voraus die Lösung für unsere Probleme. Aber er sagt zu: Ich bin bei Dir. Das ist genug. Im Vertrauen auf Ihn wird unser Kopf und unsere Hände frei, wird unser Herz wieder mutig und unser Gang wieder aufgerichtet. Dann kann sich in der Dunkelheit wieder das Licht zeigen und wir können Schritt für Schritt Lasten abtragen, Probleme lösen und auch den schweren Weg weitergehen. Er ist da! Das ist die größte Hilfe. Wagen wir es mit dem Psalmisten zu sagen: „ Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal, fürchte ich kein Unglück, denn Du bist bei mir, Dein Stecken und Stab trösten mich.“ (Ps. 23,4) David sagt nicht, dass der Herr ihn sofort aus dem finsternen Tal herausgeführt hat. Nein, er sagt ganz schlicht: „ Du bist bei mir.“

Wenn Sie in schwierigen Situationen stehen, dann heben Sie Ihre Augen auf und schauen Sie auf den Herrn Jesus, der zu ihnen sagt: Es genügt doch, dass Ich da bin. Ich werde dich führen. Ich habe für dich einen Weg (und) einen Ausweg. Wie viele Frauen und Männer der Bibel und der Kirchengeschichte mussten Zeiten der Anfechtungen, der Schwermut und Verzweiflung durchmachen? Zeiten, in denen sie Gott entgegen schriegen: „Warum hast Du mir das Leben so schwer gemacht?“ Ich denke an Hiob, der darunter litt, dass er Gott nicht mehr verstand. Er sagt: „Siehe, er (Gott) geht an mir vorüber, und ich sehe ihn nicht.“ (Hiob 9,11) Mit anderen Worten, Gott will mit mir nichts zu tun haben. Das schwere Schicksal, dass Hiob getroffen hatte, machte ihn lebensmüde. Er will nicht mehr.

Ich denke auch an den großen Propheten Elia, der nach seinen großen Taten doch aus Angst vor der Königen weglief und Gottes weiteren Auftrag nicht mehr ausführen wollte. Er wünschte sich nur noch den Tod: „ es ist genug , so nimm nun , Herr , meine Seele „( 1 Kön19,4). Ich denke an Jona, der Gottes Handeln nicht verstand und daher sich den Tod wünschte: „Es ist besser, dass ich sterbe, als dass ich lebe.“ (Jona 4,8) Und schließlich denke ich an Jesus, der sich in den letzten Stunden seines Lebens seinen 3 Jüngern offenbarte: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod.“ (Mark. 14, 34) Mit anderen Worten: In mir ist der Wunsch sterben zu dürfen. Also, auch Jesus kannte diese Sehnsucht durch den Tod, der Not enthoben zu werden. Wie handelt Er in Resignation und Schwermut? Er machte seine Not zum Gebet, und er bittet seine Jünger, mit und für Ihn ebenfalls zu wachen und zu beten.

Jesus kennt also auch diese tiefste aller Nöte. Die Not, die so groß erscheint, dass ein Mensch als einzigen Ausweg nur noch den Tod kennt. Er will auch in dieser Not für Sie und für mich da sein, uns zum Bruder, zur Schwester und aus der Not herausführen, damit wir wieder Mut zum Leben haben. Deshalb möchte ich Sie noch einmal an die diesjährige Jahreslosung erinnern und Sie ermutigen, sich dieses Wort immer wieder zu zusprechen: „Ja, Gott ist meine Rettung. Ich will Ihm vertrauen und niemals verzagen.“ Amen

PD Dr. Jürgen HACH

3.November 2002

### Der nahe Gott

Psalm 27: 1-5 Ein Psalm Davids

- (1) Der Herr ist mein Licht und mein Heil;  
vor wem sollte ich mich fürchten!  
Der Herr ist meines Lebens  
Kraft;  
vor wem sollte mir grauen!  
(2) So die Bösen, meine Widersacher  
und Feinde an mich wollen,  
mein Fleisch zu fressen, müssen  
sie anlaufen und fallen.  
(3) Wenn sich schon ein Heer wider  
mich legt,  
so fürchtet sich dennoch mein  
Herz nicht.  
Wenn sich Krieg wider mich er-  
hebt, so verlasse ich mich auf ihn.  
(4) Eins bitte ich vom Herrn, das  
hätte ich gerne:  
daß ich im Hause des Herrn  
bleiben möge mein Leben lang,  
zu schauen die schönen Gottes-  
dienste des HERRN  
und seinen Tempel zu betrachten.  
(5) Denn er deckt mich in seiner  
Hütte zur bösen Zeit,  
er verbirgt mich heimlich in sei-  
nem Gezelt  
und erhöht mich auf einem Felsen.

Im Mai 1999 schrieb eine unserer Studentinnen über die These, es gebe auch heute in den Lebensformen der Jugendlichen und jungen Erwachsenen deutlich religiöse Elemente und ein Bedürfnis nach Religion: Diese These beschreibt, „was mich dazu bewegt hat, Religion als Fach zu wählen, und gleichzeitig (ist sie) der Ausgangspunkt meiner Kritik an der Amtskirche. Das Problem der Kirche liegt meiner Meinung nach darin, daß sie nicht bereit ist, diese religiösen Züge wahrzunehmen..., weil sie (-Christen und auch Religionslehrer-) vielleicht eine Vorstellung vom Christentum haben, in der kein Platz ist für andere Formen der Äußerung des Glaubens.“

Und dann weitet die Studentin diese Aussage noch aus und kritisiert ein gelegentlich zu enges, fundamentalistisches Selbstbild innerhalb der Kirche, das zur Ablehnung anderer Glaubensformen und anderer Menschen als 'nicht christlich' führt. Die Studentin schreibt dazu: „Ich denke, da liegt das Problem, daß die Menschen, die ihren Glauben nicht konkret dem Christentum und der Kirche zuordnen“, immer wieder erfahren, daß „andere nicht bereit sind, ihre Religiosität anzunehmen.“ Und sie zieht für sich den Schluß, daß gerade bei Jugendlichen Akzeptanz und Stärkung nötig sind, damit eine Gottesbeziehung wachsen kann. Ich denke, das können wir nachvollziehen. Schwer begreiflich und – aus meiner Sicht – von Theologie und Realität weit wegführend aber sind Versuche, unserer Kirche ein weitreichen-

des Kommunikationsproblem zu bescheinigen und dieses dann mit zeitgemäßen Formen von Werbung und Medienkommunikation zu bearbeiten. Ich erinnere an die quasi-religiöse Themenwerbung der EKD und an Versuche, Arbeitsformen der Wirtschaft auf die Organisation der Kirche zu übertragen. So wird auch geraten, Kirche in der modernen Erlebnisgesellschaft entsprechend erlebnisorientiert zu gestalten - ähnlich den Arbeitsformen in Vergnügungsparks - , also immer wieder Projekte zu erfinden, um im Geist unserer Zeit schöpferisch mit Menschen arbeiten zu können. Da höre ich den Ruf von außen nach Anpassung und Vielfalt, und ich setze dagegen meine Sorge, uns könnten dabei die durch Glaubenszeugen überlieferte Gottesbeziehung und die inhaltliche Rede von Gott verlorgengehen, weil sich der jeweilige Zeitgeist gerade gegen wichtige Inhalte sperrt.

Wenn wir heute als Christen den Zeitgeist spüren, dann - so ist mein Eindruck - begegnen wir an vielen Stellen in Kultur und Politik einem Prinzip der Unbestimmtheit und Unsicherheit, das man durch häufig wechselnde Aktivitäten überspielen möchte, um aus den erkennbaren Sinn-Defiziten irgendwie herauszufinden. Was einem Teil der Physik, der Quantenmechanik, vermutlich als 'Unschärferelation' von Elektronen und Protonen, auch von Teilchen und physikalischen Wellen aus heutiger Sicht zugrundeliegt, könnte zugleich zum Modell moderner Wirklichkeitserfassung herangezogen worden sein:

Das dort theoretisch sinnvolle Unbestimmtheitsprinzip mag sich als bequeme Basis modernen Denkens über Leben und Sinn gleichsam ausgedehnt haben und unsere Kultur, etwa die Kunst, durchziehen. Diesen modernen Unbestimmtheitsannahmen stehen wir gegenüber: In einer vom historischen Gott Israels und vom gekreuzigten Christus nach seiner Erhöhung bestimmten Gottesbeziehung und mit einer ebenfalls in den Hauptaussagen sehr festgelegten frohen Botschaft gehen wir auf unsere Umwelt zu.

Anders als einzelne Islamistengruppen reagieren wir nicht mit dem Versuch, jene Kultur der Unbestimmtheit mit Gewalt zu überziehen, sondern wir reagieren mit unserem Bekenntnis und mit der Einladung zur Gemeinschaft mit uns in dem , was nach dem ersten Ostertag und dem Pfingstereignis 'Kirche' genannt wird.

Erstauulich stark begegnen uns religiöse Züge und Vorstellungen: Wir entdecken sie mit zunehmender Lebenserfahrung sogar immer wieder neu an uns selbst. Und wir begegnen ihnen in verdeckten Formen, aus denen heraus sich Religion entfaltet, wenn man sie läßt. Das mögen im einzelnen persönliche Ideale sein oder die Bereitschaft zu Opfer und selbstloser Hilfe, in denen uns dieses Mehr an Realität, dieses Andere, diese Wirkung Gottes begegnen kann. Manchmal sind es auch Bilder und Symbole, die uns zu Zeichen Gottes werden. Und der eine sieht dann nur das äußere Bild, aber der andere erkennt darin das Zeichen, das über sich hinausweist.

In's Stolpern geraten wir mit der Art, wie wir darüber nachdenken: Unser Vorstellungsvermögen faßt Gottes Willen und seine frohe Botschaft gar nicht ganz. Und deshalb leiden wir an gedanklichen Klischees, an überzogenen Teilwahrheiten, und zwar wir selbst untereinander in der Kirche, aber wir leiden auch unter den ganz falschen Erwartungen der Außenstehenden an uns, an Theologie und Kirche, letztlich an Gott.

Der literarisch-biblische Hiob ist an seinen falschen Erwartungen, an seinem Gottesbild gescheitert! Und alles Reden seiner Freunde über deren Vorstellungen machte es schwer für ihn. Erst die ganz naive, ehrliche Gottesbegegnung öffnete ihm die neue Lebensmöglichkeit. Deshalb ist theologisch aufklärende Arbeit so wichtig: im Religionsunterricht, in der Kinder- und Jugendarbeit unserer Kirche, nicht zuletzt in der gut verständlichen Form von Familiengottesdiensten.

Die Entscheidung: Wer ist dein Gott? fällt inhaltlich. Sie fällt nach überzeugenden Beispielen und in ganz subjektiver persönlicher Erfahrung, und sie wird danach durch uns und im Miteinander der Christen gedeutet durch theologisches Wissen. Damit können wir dann langsam neue Vorstellungen aufbauen, die jene Grunderfahrung respektieren und deren Kraft für unser Leben, auch unser Zusammenleben nutzen.

Der Autor unseres Psalms hat ein persönliches Gebet formuliert, und zwar wohl schon vor dem Exil 587. Die Verse 1 bis 6 bilden ein eigenes Psalmlied, das in der größten Teilsammlung, dem David-Psalter - enthaltend die Psalmen 3 bis 41- gesammelt wurde. Wir finden dort deutlich auf den Gottesdienst bezogene, aber auch persönlich-private Gebetstexte, die natürlich ebenfalls nicht nur zu Hause, sondern auch im Gottesdienst des Tempels gesprochen worden sein mögen. So wie unsere Gesangbuchtexte ja auch stark gottesdienstlich, oder aber in sehr persönlicher Frömmigkeit geprägt sind; und für beides gibt es Raum in den Gottesdiensten.

Auf drei gedankliche Stufen stellt sich der Beter, und jeder Schritt bedeutet eine größere Nähe zu Gott, wenn wir genau hinsehen:

Zuerst spricht er Vertrauen aus, festen Glauben, große Zuversicht: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil - vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft - vor wem sollte mir grauen?“

Das Licht für unser Leben Tag für Tag, das Heil, auf das wir zugehen möchten, und die Kraft für alles Schwere Jahr für Jahr - dies alles fest von Gott zu erhoffen ist schon ein starkes Glaubensbekenntnis zu Anfang. Aber das steigert sich auf der nächsten Stufe. Dort wird das Gebet konkret; es sind Übeltäter, Widersacher und Feinde, die immer wieder Angst machen. Weil aber der Psalmist in der Vergangenheit auch in diesen Bedrohungen von Gott gehalten und getragen worden ist, kann er diese Glaubenserfahrung als neues Vertrauen in die Zukunft gleichsam verlängern, und so sagt er:

„Wenn die Übeltäter an mich wollen, um mich zu verschlingen, meine Widersacher und Feinde, sollen sie selber straucheln und fallen. Wenn sich auch ein Heer wider mich lagert, so fürchtet sich dennoch mein Herz nicht; ( sogar) wenn sich Krieg wider mich erhebt, so verlasse ich mich auf ihn.“

Die früher gemachte Erfahrung, daß Gott eingreift in Zeiten des Leidens, wandelt sich in Zuversicht, ja fast in Fröhlichkeit trotz aller Sorgen wegen der Nöte, die da kommen könnten.

Und dann erreicht der Beter die in seiner Sicht höchste Stufe der Nähe zu Gott. Wir müssen dazu wissen, daß Jerusalem mit seinem Kultus im Tempel, dem Ort der Gegenwart Gottes in seinem Volk, so etwas wie ein Brennpunkt des Glaubens war. Der andere Brennpunkt war der Gehorsam gegen Gottes Gebote, der den Weg zur Gnade Gottes ebnen sollte.

In den Tempel zu gehen, dort Gottesdienst mitzufeiern, bedeutete, Gott ganz nahe zu sein, also unmittelbar an seiner Kraft und seiner Zuwendung Anteil zu bekommen. So werden uns die beiden letzten Verse unseres Psalmtextes plötzlich in ganzer Tiefe klar. Wir spüren noch heute, daß es hier um den Wunsch geht, ganz und für immer bei Gott sein zu dürfen: „Eines bitte ich vom Herrn, das hätte ich gerne: daß ich im Hause des Herrn bleiben könne mein Leben lang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn und seinen Tempel zu betrachten. Denn er deckt mich in seiner Hütte zur bösen Zeit, er birgt mich im Schutz seines Zeltes und erhöht mich auf einen Felsen.“

Wird sich dieses absolute Vertrauen in Gottes Nähe und in Gottes Kraft, aber auch in seine Güte, auch für unser Leben bewähren? Schüler und Studenten wollen dies von uns wissen, ebenso Menschen, die auf der Suche sind. Sie suchen Vorbilder und Beispiele, aber sie fürchten zu Recht ideologische, verdeckten Zielen dienende Verfälschungen in unserer Antwort. Deshalb antworte ich in drei Schritten: Ich will meinen eigenen Umgang mit diesem Psalmwort erklären, und ich erläutere, warum es für mich kein Vorbild sein kann, wohl aber eine beeindruckende Glaubensausprägung.

Mit diesen Psalmworten habe ich als Gemeindepastor an vielen Gräbern für mich selbst Trost gesucht und diese Kraft den Trauernden zugesprochen: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft vor wem sollte mir grauen?“ Diese Kraft wird dem Grauen der Todesnähe entgegenwirken und uns festhalten, wo alles zerbrochen scheint. Allerdings ziehe ich diese Kraft nicht aus jenen Worten allein. Ich lese und höre sie vom Neuen Testament her, als ein von Jesus Christus beeindruckter und

ergriffener Glaubender, also nach dem historischen Karfreitag und nach dem historischen Osterereignis. Das große Gottesvertrauen des Psalmbeters wird in meiner Erfahrung gestützt durch die späteren Hinwendungen Gottes zu seinem Volk aus Juden und Christen. In der Nähe des Todes wendet sich Gott mir zu durch Jesus und gibt mir die Hoffnung seiner Auferstehung.

Wenn ich diesen Psalm bete, sind es dieselben Worte wie vor 587 in Jerusalem, es ist auch derselbe Glaube, nur stehen heute noch mehr und konkreter zu entfaltende Glaubensvorstellungen dahinter. Deshalb spreche ich mein Gebet nicht nach dem Vorbild aus jener Zeit, sondern ich kann in seine Worte und auf der Linie seines Gottesvertrauens in meiner Lebenssituation mit zusätzlichen Bildern mein und unser Gottesvertrauen hineinlegen und vor Gott ansprechen. Die Ausprägung des Vertrauens im Psalm hilft mir und ermutigt mich, mein Vertrauen auszusprechen und damit auch andere zu trösten. Dieser Trost bleibt auch im größten Unglück wirksam: In den alten Bildern Israels: „Wenn die Übeltäter an mich wollen, um mich zu verschlingen, meine Widersacher und Feinde, sollen sie selber straucheln und fallen. Wenn sich auch ein Heer wider mich lagert, so fürchtet sich dennoch mein Herz nicht; wenn sich Krieg wider mich erhebt, so verlasse ich mich auf ihn.“

Für den Psalmbeter in Jerusalem war sein Gottesverhältnis, wie wir gesehen haben, bestimmt durch die Nähe Gottes im Gottesdienst und durch den Gehorsam gegenüber seinen Geboten. Welche beiden Pole entsprechen dem heute in unserer Situation?

Die Nähe Gottes ist für uns eng verknüpft mit unserer Deutung seines Wortes, seines Willens; wir suchen eine persönliche Nähe im Gotteserlebnis über die Deutung seiner frohen Botschaft in Jesus. Und in unserer Lebensführung suchen wir einen Weg der Nachfolge. Strukturell sind wir also gar nicht so weit vom Psalmbeter entfernt.

Aber für uns sind neue Vorbilder in den Vordergrund getreten: Johannes der Täufer, weil er Gottes Nähe verkündete und eine dem entsprechende neue Ethik verlangte.

Dann in seiner Nähe, aber viel deutlicher: Jesus.

Sie führen uns zur Entscheidung, weil sie uns unmittelbar vor Gott stellen. Da bleibt uns dann nun das 'Ja' oder 'Nein' - und die Nachfolge in unseren Möglichkeiten.

Wenn wir nun als Pädagogen Verantwortung für Studenten und Schüler tragen, werden wir selbst auf unser Beispiel hin betrachtet. Und wir kennen das ja von uns auch, wie wir auf große Theologen blicken, und wie es geschieht, daß so einer uns unmittelbar vor Gott stellen kann. Ich habe das mit Luthers Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen erlebt, aber es kann jeder sein, der die Wahrheit des lebendigen Gottes für andere aufleuchten läßt, in Wort oder Tat.

Als Unentschiedene, Nichterkennbare müßten wir anderen, auch unseren Schülern, diesen notwendigen Dienst schuldig bleiben. Hier sehe ich eine große Aufgabe der nächsten Jahrzehnte, die wir heute jungen Menschen ans Herz legen, weil Gott auch für sie und ihre Schüler wiederum Licht und Heil und Zukunft bereithält.

Friedhelm Debus

1. Dezember 2002

## Angst und Glaube

Predigttext: Markus 6, 45-52

- „45. Und alsbald trieb er seine Jünger, dass sie in das Schiff träten und vor ihm hinüberführen gen Bethsaida, bis dass er das Volk von sich ließe.  
46. Und da er sie von sich geschafft hatte, ging er hin auf einen Berg, zu beten.  
47. Und am Abend war das Schiff mitten auf dem Meer und er auf dem Lande allein.  
48. Und er sah, dass sie Not litten im Rudern; denn der Wind war ihnen entgegen. Und um die vierte Wache der Nacht kam er zu ihnen und wandelte auf dem Meer;  
49. und er wollte an ihnen vorübergehen. Und da sie ihn sahen auf dem Meer wandeln, meinten sie, es wäre ein Gespenst, und schrieten,  
50. denn sie sahen ihn alle und erschrakten. Aber alsbald redete er mit ihnen und sprach zu ihnen: Seid getrost, ich bin's; fürchtet euch nicht!  
51. Und trat zu ihnen ins Schiff, und der Wind legte sich. Und sie entsetzten und verwunderten sich über die Maßen;  
52. denn sie waren nichts verständiger geworden über den Broten, und ihr Herz war erstarrt.“

Angst, so scheint es, ist zu einer bösen Begleiterin unseres Lebens geworden. Es sind nicht nur die einzelnen Ereignisse, die uns in Angst und Schrecken versetzen: eine Beinahe-Katastrophe, ein Unglücksfall, ein Anschlag, Krankheit, Tod und vieles andere mehr. Wir fühlen uns dann plötzlich in die Enge getrieben - Angst ist eine Ableitung von eng! -, sie ist eine körperlich-seelische Einengung, eine das Herz bedrohlich einschnürende Beklemmung, die uns erstarren oder aufschreien lässt. Durchlebte Ängste - von Angst können wir den Plural bilden, von Furcht nicht - können sich zu einem andauernden Angstgefühl steigern. Anscheinend haben sich in unserer Zeit die Ängste zu einer solch existenziellen Angstbefindlichkeit entwickelt: Angst vor Gefahren und Katastrophen, Angst vor Terror und Gewalt, Angst vor Krankheit oder Vereinsamung, Angst vor Benachteiligung und Übervorteilung, Angst vor Klimaverschlechterung oder schädlichen Nahrungsmitteln, Angst vor der Zukunft. Nicht von ungefähr sind heute Begriffe wie Zukunftsangst, Daseinsangst oder Lebensangst zu viel gebrauchten Zustandsbeschreibungen geworden. Schon 1931 schrieb der große Philosoph Karl Jaspers in seinem Werk „Die geistige Situation der Zeit“: „Eine vielleicht so noch nie gewesene Lebensangst ist der unheimliche Begleiter des modernen Menschen [...]. Dasein überhaupt scheint nichts als Angst zu sein.“

Jesus sagt: „In der Welt habt ihr Angst“ (Joh. 16,33). Das sagt er zu seinen Jüngern. Ja, die Jünger haben Angst, wiewohl sie solche doch eigentlich gar nicht zu haben brauchten; denn ihr Herr hat sich als allmächtig erwiesen. Er hat Kranke geheilt, Wunder aller Art vollbracht, auch Sünden vergeben. Noch am Ende der Tage Jesu auf Erden sind die Jünger voller Angst und zutiefst erschrocken, als der Auferstandene in ihre Mitte tritt, ja sie glauben, ein Gespenst zu sehen (Lk. 24,37).

Auch in unserem Predigttext wird berichtet, dass die Jünger meinen, ein Gespenst komme ihnen daher. Diese Geschichte wird nicht nur von Markus erzählt, sondern auch von Matthäus (14,22-33) und Johannes (6,15-21), teils wortgleich, teils mit weiteren Ergänzungen. Sie beginnt damit, dass Jesus seine Jünger „trieb“, ins Schiff zu steigen und ohne ihn loszufahren. Warum will Jesus hier seine Jünger so schnell los werden, was er doch sonst nie wollte? Markus gibt darauf keine Antwort, doch Johannes (6,15) erklärt es: nach dem Wunder der Speisung der Fünftausend wollte ihn die begeisterte Volksmenge zum König machen. Jesus erwies sich in ihren Augen als der ersehnte Messias, der ihnen Brot die Fülle gab. Jesus wollte

wohl, dass die Jünger nicht von dieser Begeisterungswelle erfasst würden. Und er selbst entledigte sich der Menge, indem er sich schnell auf einen Berg zurückzog, um zu beten. Die Jünger beginnen, dem Auftrag folgend, ihre Fahrt über den See Genezareth, die zu einem nachtlernen Albtraum wird. Schon einmal hatte es eine solche Schiffsfahrt gegeben, bei der ein heftiger Sturm sie in Lebensgefahr und in große Angst versetzt hatte, bei der sich – wie in unserem Text – Jesus als der Herr über Wind und Wellen erwiesen hatte (Matth. 8,18 und 23-27; Mk. 4,35-41; Lk. 8,22-25). Diese beiden Berichte gehören zu denjenigen Wundergeschichten, die Nichtchristen gerne belächeln; Herr über die Naturgewalten, über die Schwerkraft, das gibt es doch gar nicht, naturwissenschaftlich ist das nicht zu erklären! In der Tat, es ist rational nicht zu erklären – wie vieles andere auch, was Jesus getan hat, und schon gar nicht ist seine Auferstehung entsprechend zu erklären. Die Jünger damals reagierten eigentlich gar nicht viel anders. Sie sind immer wieder überrascht, sie wundern sich, verstehen es nicht, zweifeln. Unser Text berichtet nun aber nicht nur von Wind und Wellen, die Jesus zur Ruhe bringt. Da ist noch etwas anderes, was dem Verstand ganz und gar nicht eingehen will. Es ist eine schreckliche Situation, in welche die gegen Wind und Wellen in der Dunkelheit der Nacht kämpfenden Männer geraten: Jesus erscheint ihnen auf höchst ungewöhnliche Weise.

Ist das nicht wirklich eine Situation zum Fürchten gewesen? Nach stundenlangem nächtlichen Rudern gegen den Wind sehen die Jünger doch tatsächlich im Dämmerlicht des heraufziehenden Morgens eine menschliche Gestalt auf dem aufgewühlten Wasser dahergehen, die gegen alle Wirklichkeit und Vernunft nicht sinkt. Es ist keine Halluzination. Alle sehen sie. Das kann doch nur ein Gespenst sein, ein überwirkliches Wesen, so meinen sie. Ja, Gespenster haben schon immer Angst und Schrecken verbreitet. Das ist heute trotz aller Aufklärung nicht anders, wird doch gerade durch Potter-Buch und -Film diese Zauberwelt nicht nur Kindern erschreckend vor Augen geführt. Bei den Jüngern im Schiff kommen zur existenziellen Not, dem Kampf gegen die bedrohliche Naturgewalt, vermehrte Angst und Schrecken hinzu. Die Männer packt blankes Entsetzen, ihnen müssen die Haare zu Berge gestanden sein. Sie schreien vor Angst. So steht es im biblischen Bericht. Wir können uns das Unheimlich-Schreckliche der Situation durchaus gut vorstellen. Dass die Gestalt Jesus ist, erkennen die Jünger nicht, und sie merken nicht, dass die Hilfe nahe ist. Unser Text berichtet, dass Jesus ihre Not sah und ihnen zu Hilfe kommt. Das gilt auch für seine Jünger heute. Da ist wohl mancher, dem der Wind ins Gesicht bläst, der sich abmüht, sein Lebensschiff durch die aufgebrachte See zu rudern, der nicht fertig wird mit seinen Problemen, dem das Wasser bis zum Hals steht. Hier ist die Hilfe näher als gedacht. Jesus sieht die Not, er kommt, um ins Boot zu steigen. Er ist zur Stelle, auch wenn er fern zu sein scheint, auch wenn es nach den Naturgesetzen unmöglich ist. Wir heute wissen ja, welche großartigen Taten Jesus vollbracht hat und dass er seinen Jüngern die Zusage gegeben hat, „ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ (Matth. 28,20), dass er uns in der Not zuruft, „ich bin's, habt keine Angst, es wird gut werden“. Aber dennoch will es oft schwer fallen, dies glaubend anzunehmen und zu erfahren. Es geschieht ja auch nicht so unmittelbar wie damals, sondern mittelbar – vielleicht durch einen Engel in Gestalt eines Menschen, der kommt, um zu helfen oder auch nur, um verständnisvoll zuzuhören. Auch das bereits kann ja eine echte Hilfe sein. Wir dürfen es ernst nehmen, was der Psalmist sagt: „Denn er hat seinen Engeln befohlen über dir, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen, dass sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.“ (Ps. 91,11f.)

Ist es nicht so, dass es die Jünger damals einfacher hatten als wir heute? Hatten sie nicht das große Vorrecht des direkten Dabeiseins, des täglichen Umgangs mit Jesus, des Hörens seiner gewaltigen Predigten, des unmittelbaren Erlebens seiner Wundertaten? Gewiss, sie hatten das alles! Und doch sehen wir, dass sie ähnlich reagieren wie wir heute. Sie haben Angst, sie zweifeln, sie sind trostbedürftig. In unserer Geschichte, die doch Jesu Vollmacht so eindringlich erleben lässt, heißt es am Schluss: „Und sie entsetzten und verwunderten sich über die Maßen“ (Vers 51) Warum? Der Evangelist Markus nennt den Grund, die Evangelisten

Matthäus und Johannes nicht: „sie waren nichts verständiger geworden über den Broten, und ihr Herz war erstarrt.“ (Vers 52) Hermann Menge übersetzt die beiden Verse so: „Nun gerieten sie vollends vor Erstaunen ganz außer sich; denn bei der Brotspeisung war ihnen noch kein Verständnis gekommen, sondern ihr Herz war verhärtet.“ (Vers 51f.) Sie haben noch nichts begriffen von Jesu Macht und Herrlichkeit, nicht nach der wundersamen Rettung vor dem Sturm und nach dem unmittelbar vorausgegangenen beispiellosen Wunder der Speisung der Fünftausend, wo sie selbst noch zwölf Körbe an Überresten gesammelt hatten, nachdem die ganze Menge von den nur fünf Broten und zwei Fischen satt geworden war.

Jesus nähert sich den völlig verängstigten Jüngern und sagt: „Seid getrost, ich bin's; fürchtet euch nicht!“ (Vers 50) Dieses „Fürchtet euch nicht“ oder auch das „Fürchte dich nicht“ durchzieht als ein wahres Trostwort die ganze Bibel, beginnend mit dem Wort des Herrn 1.Mose 15,1: „Fürchte dich nicht, Abram! Ich bin dein Schild und dein sehr großer Lohn.“ Wir gehen auf Weihnachten zu: „Fürchte dich nicht, Maria“, sagt der Engel bei der Verkündigung der Geburt Christi (Lk. 1,30), und den verängstigten Hirten auf dem Felde ruft er zu: „Fürchtet euch nicht!“ (Lk. 2,10) Und Jesus selbst sagt den zutiefst erschrockenen Petrus, Jakobus und Johannes am Berg der Verklärung: „Stehet auf und fürchtet euch nicht!“ (Matth. 17,7) Wie tröstet Jesus den bekümmerten Jairus, der soeben vom Tode seiner zwölfjährigen Tochter erfahren hat: „Fürchte dich nicht, glaube nur!“ (Mk. 5,36) Der Engel am Grab und Jesus selbst sagen den verängstigten Frauen: „Fürchtet euch nicht!“ (Matth. 28,5 und 10) – Das sind nur einige herausgegriffene Belegstellen. Ja, wenn Jesus mit und bei uns ist, können auch wir getrost sein und mit dem Psalmisten sprechen: „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.“ (Ps. 23,4)

Nun gehört zur Geschichte unseres Predigttextes noch eine wichtige Ergänzung, die nur Matthäus berichtet. Nach Jesu Wort „Seid getrost, ich bin's; fürchtet euch nicht!“ lesen wir da in Kapitel 14:

- „28. Petrus aber antwortete ihm und sprach: Herr, bist du es, so heiß mich zu dir kommen auf dem Wasser.  
29. Und er sprach: Komm her! Und Petrus trat aus dem Schiff und ging auf dem Wasser, daß er zu Jesu käme.  
30. Er sah aber einen starken Wind; da erschrak er und hob an zu sinken, schrie und sprach: Herr, hilf mir!  
31. Jesus aber reckte alsbald die Hand aus und ergriff ihn und sprach zu ihm: O du Kleingläubiger, warum zweifelst du?“

Petrus folgt dem Ruf Jesu, auch gegen die nach natürlichen Gesetzen bestehende Unmöglichkeit des Gelingens. Er geht Jesus entgegen, das Wasser trägt. Aber dann sieht er den starken Wind, er zweifelt angesichts der Wellen an der Tragfähigkeit des Wassers und damit an der Tragfähigkeit der Worte seines Herrn. Der Zweifel, sein Kleinglaube, zieht ihn hinab in den Abgrund. So ist es immer: der Zweifel, die Angst, sie sind der Feind des Glaubens. Haben Sie einmal beobachtet oder erfahren, wie ein Kind von einem hohen Podest springt im festen Vertrauen darauf, dass der Vater es auffängt? Es kennt keinen Zweifel, keine Angst. Solch kindlicher Glaube, dass der Vater in jeder Lage da ist und hilft, ist bei uns doch in der Regel recht klein geworden oder gar abhanden gekommen. Wie Petrus hat sich so mancher auf den Weg gemacht, ist dem Ruf Christi gefolgt, doch dann kamen Schwierigkeiten, Sorgen, Nöte, Krankheit, die Wellen schlugen hoch, das Vertrauen wich dem Zweifel. Doch es gilt noch immer das, was Petrus in seiner Notlage als einzig Richtiges tut. Er schreit „Herr, hilf mir!“ Und Jesus hilft. Wenn wir, wie Petrus, unseren Blick fest auf Jesus richten, verlieren wir nicht den Boden unter den Füßen, auch nicht den Boden, der keiner ist. Jesus will bewahren vor dem Untergang im Ansturm von Zweifel und Not. Machen wir es Petrus gleich, sagen und singen wir mit Martin Luther:

„Aus tiefer Not schrei ich zu dir,

Herr Gott, erhör mein Rufen.  
Dein gnädig' Ohren kehr zu mir  
und meiner Bitt sie öffne;  
denn so du willst das sehen an,  
was Sünd und Unrecht ist getan,  
wer kann, Herr, vor dir bleiben?

Darum auf Gott will hoffen ich,  
auf mein Verdienst nicht bauen;  
auf ihn mein Herz soll lassen sich  
und seiner Güte trauen,  
die mir zusagt sein wert's Wort;  
das ist mein Trost und treuer Hort,  
des will ich allzeit harren.“

Doch seine Hilfe folgt nicht immer auf dem Fuß:

„Und ob es währt bis in die Nacht  
und wieder an den Morgen,  
doch soll mein Herz an Gottes Macht  
verzweifeln nicht noch sorgen  
[...]“ EKG 299: 1,3,4.

Wir sehen an unserer Geschichte, besonders am persönlichen Erlebnis des Petrus, dass es im Leben eines Christen entscheidend auf den Glauben ankommt. Der Glaube ist ein Wagnis, er ist Vertrauen darauf, dass der eingeschlagene Weg sicher ans Ziel führt. Es gilt, nicht auf die Wellen der Gefahren zu blicken, sondern Jesus, der gerufen hat, fest im Blick zu behalten: „lasset uns aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens“, so lesen wir in Hebräer 12,2. Wir sehen, wie bei den Jüngern trotz allen Machterweises Christi der Glaube nur wie ein kleines Licht brennt und leicht verlöscht. Am Schluss der vorangegangenen Geschichte der Stillung des Sturms sagt Jesus zu seinen Jüngern: „Wie seid ihr so furchtsam? Wie, dass ihr keinen Glauben habt?“ (Mk. 4,40) Bei Matthäus lesen wir entsprechend: „Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam?“ (Matt. 8,26) Und bei Lukas fragt Jesus die Jünger vorwurfsvoll: „Wo ist euer Glaube?“ (Lk. 8,25) Jesus hat immer wieder den Glauben als zentrales Kennzeichen christlichen Seins hervorgehoben. „Dein Glaube hat dir geholfen“ hat Jesus wiederholt bei wundersamen Heilungen den Geheilten gesagt, z.B. dem blinden Bartimäus (Mk. 19,52), oder dem Vater des Besessenen sagt er: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.“ (Mk 9,23) Alle Dinge also, sagt Jesus, und er bekräftigt es mit einem drastischen Beispiel seinen Jüngern gegenüber: „Habt Glauben an Gott. Wahrlich ich sage euch: Wer zu diesem Berge spräche: Hebe dich und wirf dich ins Meer! und zweifelte nicht in seinem Herzen, sondern glaubte, dass es geschehen würde, was er sagt, so wird's ihm geschehen, was er sagt.“ (Mk 11,22f.) Jesus hat es durch sein Wandeln auf dem Wasser selbst bewiesen, dass er auch Herr über die Gesetze der Natur ist. Die Kraft des Glaubens kann Wunder wirken, ja, in Jesu Nachfolge wird der Glaubende sogar seine Taten noch überbieten; so Jesus: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer an mich glaubt, der wird die Werke auch tun, die ich tue, und wird größere als diese tun.“ (Joh. 14,12) Die Geschichte des Christentums hat es gezeigt. Die Apostel und viele nach ihnen haben Wunder gewirkt durch ihre Glaubenskraft. Der Glaube ist nach Hebräer 11,1 „eine gewisse Zuversicht des, das man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, das man nicht sieht.“ Und der Psalmist singt in seiner einprägsamen Bildersprache: „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wieweil die Welt

unterginge und die Berge mitten ins Meer sanken, wieweil das Meer wütete und wallte und von seinem Ungestüm die Berge einfielen.“ (Ps. 46,2-4) Da können wir nur darum bitten, dass uns etwas von diesem zuversichtlichen Glauben geschenkt wird, immer neu; denn der Glaube ist nicht etwas, das man aus eigener Kraft erwirbt und als festen Besitz hat, es muss immer wieder um ihn gerungen werden. Nur so können wir die Angst überwinden. Angst und Glaube, das sind Gegensätze, sie sind wie Wasser und Feuer. Wir dürfen getrost sein, dass es einen gibt, der die Angst überwunden hat. Jesus spricht: „In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ (Joh. 16,33)  
Amen!

(Wir singen von Lied 345 „Auf meinen lieben Gott traue ich in Angst und Not“, alle Strophen)